

Master Thesis

„Ich kann nichts für mich selbst“

Identitäts(de-)konstruktion in Gertrud Kolmars *Die jüdische Mutter* (1931)

Caroline Kriegel (7448392)
MA Intercultural Communication
1st Supervisor: Dr. Barbara Mariacher
2nd Supervisor: Dr. Svenja Brünger
Utrecht University, 2024

Submission: 17 May 2024

Acknowledgements

I would like to express my gratitude and appreciation to everyone who has supported me in the completion of my Master's thesis "'Ich kann nichts für mich selbst' - Identitäts(de-)konstruktion in Gertrud Kolmars Die jüdische Mutter (1931)".

First and foremost, I would like to thank my thesis supervisor Dr. Barbara Mariacher, for her guidance, encouragement, and invaluable feedback throughout the research and writing process. Her literature classes have introduced me to the concepts of identity and alterity, let me discover Gertrud Kolmar writings and the beauty in the complexity of her work. Dr. Barbara Mariacher's expertise and willingness to share her knowledge have been instrumental in shaping this thesis.

Furthermore, I would like to show my appreciation to my second supervisor, Dr. Svenja Brünger, whose support and insight were essential during the course of my studies. Her approachability as well as her prompt and thoughtful feedback have been a source of encouragement and have significantly contributed to the success of this thesis.

I would also like to extend my gratitude to the faculty members of the Intercultural Communication Department, especially to Prof. Dr. Christopher Jenks and Dr. Deborah Cole. Your dedication to excellence in teaching and research has been truly inspiring, and I feel fortunate to have been a part of your program. Your feedback and constructive criticism have helped me to enhance my academic skills. Your support, encouragement, and mentorship have been essential to my growth as a student and as a person.

Finally, I am deeply grateful to my partner and my family who supported and encouraged me throughout my academic journey. Their unwavering love and support kept me motivated even during the most challenging times.

Abstract

Die vorliegende Arbeit untersucht Aspekte der Identitätskonstruktion der Protagonistin Martha Jadassohn in Gertrud Kolmars Roman „Die jüdische Mutter“ (1965). Beleuchtet werden ihre Identität als Mutter, Jüdin und Frau, die insbesondere durch 'Othering' Erfahrungen charakterisiert werden. Es wird geschlussfolgert, dass es sich bei Martha Jadassohn um eine Dependenzidentität handelt, die zu zerbrechen scheint, wenn sich diese Abhängigkeiten auflösen. Die dadurch ausgelösten Krisen wirken als Katalysator der Identitätskonstruktion und helfen der Figur neue Identitäten zu entdecken oder bisherige umzudeuten. Den Schlusspunkt dieser Ambivalenz von Konstruktion und Dekonstruktion bildet die finale Selbstdekonstruktion, die sich im Akt des Suizids manifestiert. Diese letzte Handlung stellt jedoch kein Scheitern dar, sondern spiegelt einen Befreiungsakt von den determinierenden Konsequenzen einer Dependenzidentität. Damit erhebt der Roman zugleich eine Anklage gegen die destruktiven sozialen Erwartungshaltungen marginalisierter Bevölkerungsgruppen (Juden, Frauen und Mütter).

This thesis examines aspects of the identity construction of the protagonist Martha Jadassohn in Gertrud Kolmar's novel "Die jüdische Mutter" (1965). It sheds light on her identity as a mother, Jew and woman, which is characterized in particular by 'Othering' experiences. It is concluded that Martha Jadassohn has a dependency identity that seems to break down when these dependencies dissolve. The resulting crises act as a catalyst for identity construction and help the character to discover new identities or reinterpret previous ones. The climax of this ambivalence of construction and deconstruction is the final self-deconstruction, which manifests itself in the act of suicide. However, this final act does not represent failure, but rather reflects an act of liberation from the determining consequences of a dependency identity. Thus, the novel is an indictment of the destructive social expectations of marginalized population groups (Jews, women and mothers).

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Theoretische Grundlagen	7
2.1 Identitätskonstruktion	7
2.2 Alterität und Othering als xenologische Konzepte	8
2.3 Male Gaze	10
3 Aspekte einer konstruierten Identität	12
3.1 Martha Jadassohn als Jüdin.....	12
3.2 Martha Jadassohn als Frau	17
3.3 Martha Jadassohn als Mutter	20
3.4 Martha Jadassohn als Dependenzidentität	22
4 Die Krise als Katalysator der Identitäts(de-)konstruktion	24
4.1 Was flehte sie noch zu Gott? - Krise als Gläubige	24
4.2 Du bist doch ein Bubi. - Krise als Frau	25
4.3 Mörder – bist du. – Krise als Mutter	28
5 Suizid als Identitätsverlust	31
6 Fazit	34
Literaturverzeichnis	36

1 Einleitung

In einer Zeit, in der der Antisemitismus wieder deutlich zunimmt (vgl. Hinz et al. 2024: 5), erweist sich die Auseinandersetzung mit Fragen der Identität und Zugehörigkeit der jüdischen Gemeinschaft als dringend notwendig, um das historische Bewusstsein zu schärfen, die Persistenz antisemitischer Vorurteile nachzuvollziehen und präventiv gegen sie wirken zu können. Besonders die Perspektive jüdischer Frauen ist in der Auseinandersetzung bedeutend, da diese oftmals eine Doppelmarginalisierung im Spannungsfeld zwischen kulturellem Erbe und Alltagsdiskriminierung erfahren. In diesem Zusammenhang nimmt der in den frühen 1930er Jahren verfasste aber erst 1965 erschienene Roman „Die jüdische Mutter“ von Gertrud Kolmar eine besondere Stellung ein. Der Roman besticht durch eine eindringliche Schilderung des Antisemitismus und Patriarchismus der Mehrheitsgesellschaft insbesondere in Bezug auf die Erfahrungen jüdischer Frauen, deren Analyse dabei helfen kann, das Verständnis für Identitätsdiskurse der Gegenwart zu schärfen.

Gertrud Kolmars Roman „Die jüdische Mutter“ bietet eine exemplarische literarische Vorlage für die Untersuchung dieser Thematik durch die vielschichtige Darstellung der Identitäts(de-)konstruktion der Protagonistin Martha Jadassohn, deren Erfahrungen – wie bereits durch den Titel angedeutet – im Zentrum der Erzählung stehen.

Somit stellt sich für die vorliegende Untersuchung die zentrale Forschungsfrage, wie die Mechanismen der Identitäts(de-)konstruktion durch die Erfahrungen und das emotionale Erleben der Figur Martha Jadassohn in Gertrud Kolmars Roman „Die jüdische Mutter“ dargestellt werden. Neuere Forschungen zu Kolmars Roman, die diese Frage zu beantworten versuchen, beleuchten psychoanalytische, räumliche und soziologische Aspekte der Identitätsthematik. Einige einschlägige Publikationen, die den gegenwärtigen Forschungsstand widerspiegeln, werden im Folgenden überblicksartig vorgestellt.

In ihrem Artikel stellt Daffner die These auf, dass Gertrud Kolmars Erzählung „Die jüdische Mutter“ das Scheitern der „German Jewish symbiosis“ (Daffner 2011: 132) artikuliere und die Spannungen zwischen deutschen und jüdischen kulturellen Traditionen aufzeige. Daffner argumentiert, dass die Erfahrungen der Protagonistin im öffentlichen Leben durch imperialistische und antisemitische Haltungen geprägt seien, was zu ihrer Isolation führe (vgl. ebd. 133). Die Ablehnung sowohl der deutschen als auch

der jüdischen Traditionen durch die Protagonistin verstärkte zudem die Isolation (vgl. ebd.). Kolmars literarische Reflexion über räumliche Identität trage, so Daffner, zu einem Diskurs über den weiblichen Raum bei, der die Erfahrungen von Marginalisierung, Vertreibung und Ohnmacht hervorhebe (vgl. ebd. 132). Die Autorin kommt daher zu dem Schluss, dass Martha Jadassohns Identität auf komplexe Weise durch räumliche Metaphern und kulturelle Kontexte konstruiert und dekonstruiert werde (vgl. ebd. 144/146).

Kata Gellen hingegen betrachtet den Roman „Die jüdische Mutter“ in ihrem Artikel aus der Perspektive der Traumatheorie. Sie argumentiert basierend auf Freud, dass Martha Jadassohns Kindsmord und Selbstmord eine direkte Folge davon seien, wie sie ihr eigenes Trauma und das Trauma anderer Menschen erlebe und interpretiere (vgl. Gellen 2022: 50). In Bezug auf die Identitätskonstruktion im Roman geht Gellen vor allem auf Martha Jadassohns Identität als Kindsmörderin ein. Die Autorin stellt dabei fest, dass die Protagonistin ihre Identität als Mörderin durch eine imaginäre Interaktion mit ihren eigenen Eltern konstituiere (vgl. ebd.: 61). Daraus schlussfolgert Gellen, dass Martha Jadassohn sich anhand von Eigenschaften definiere, die ihr zugeschrieben oder ihr - wie der jüdische Glauben - von ihren Eltern auferlegt werden (vgl. ebd.: 56).

Eine ganz andere Ausrichtung verfolgt Irene Kacandes, die in ihrem Artikel den Transformationsprozess der Stigmatisierung von Fremden zu Feinden im nationalsozialistischen Deutschland erörtert. Sie exemplifiziert diesen Prozess anhand von Kolmars Roman, der die Marginalisierung einer assimilierten jüdischen Protagonistin beleuchtet und zugleich den Übergang vom Fremden zum Feindbild aufzeigt (vgl. Kacandes 2003: 100). Im Zentrum ihrer Analyse steht die Interaktion zwischen den Figuren Friedrich Wolg und Martha Jadassohn, wobei Kacandes betont, dass Friedrich sich mit seinen Äußerungen gegenüber Martha Jadassohn stereotyper Vorstellungen der Weimarer Republik bediene, da er sie als hysterisch, bedrohlich und animalisch beschreibe (vgl. ebd.: 103). Besonders wichtig ist Kacandes' Hinweis, dass diese herabsetzenden Charakterisierungen vornehmlich in der direkten oder erlebten Rede von eindeutig antisemitisch eingestellten Figuren kommuniziert würden (vgl. ebd.: 105), was die Fremdzuschreibung als zentrale narrative Technik der Identitätskonstruktion in Kolmars Werk unterstreiche. Kacandes merkt jedoch an, dass die Figur Martha Jadassohn durch Selbsthass sowie internalisierten Sexismus und Antisemitismus eine Selbstmarginalisierung vollziehe (vgl. ebd.: 114).

Brunner fokussiert in ihrem Artikel zur Identitätspoetik der Werke Gertrud Kolmars die Identitätskonstruktion in der Rolle der Mutter. Ausgehend von einem narrativen Identitätsbegriff nach Ricoeur stellt sie fest, dass in Bezug auf Martha Jadassohn „alle Identitätsbilder mit dem Muttersein der Protagonistin zu tun [haben] – entweder mit extremer Übernahme dieser Identität oder ihrer Negation“ (Brunner 2013:133). Die Autorin schränkt jedoch ein, dass die durch den Titel des Romans initiierte Leserwartung an eine intersektionale Identitätskonstruktion nicht eingelöst werde, da es „keine Identität als jüdische Mutter“ (ebd.:135) gäbe und den beiden Identitätsformen – Jüdin und Mutter --lediglich die Entfremdung gemein sei. Erst die Suche nach dem Täter gebe Martha Jadassohn eine neue Identität (vgl. ebd.: 137). Brunner kommt zu dem Schluss, dass die diversen Identitätskonstruktionen der Hauptfigur chronologisch erfolgen und nicht nur selbst, sondern auch fremdattribuiert werden (vgl. ebd.: 139). Identität sei in dem Roman als „Prozess, veränderlich, als Suche und permanenter Neubewertung unterliegend beschrieben“ (ebd.: 141).

Eine neue Perspektive eröffnet Agnieszka Hudzik in ihrem Artikel, in dem sie sich unter anderem mit der Identitätsproblematik der Protagonistin Martha Jadassohn unter dem Gesichtspunkt der Arachnologie auseinandersetzt (vgl. Hudzik 2014: 27). Dabei stellt sie fest, dass sich Martha Jadassohns „Selbstwahrnehmung im Laufe des Romans als paradox [erweist], denn sie beruht auf dem 'Ungenügen' – auf doppelter Abwesenheit: Sie ist nämlich Jüdin ohne Glauben und Gemeinde und Mutter ohne Kind“ (ebd.: 26). Hudzik betont die besondere Bedeutung des Muttermotivs, das in der Literatur der frühen 1930er Jahre oftmals mit Bezug auf mythologische Frauenfiguren der Antike einhergehe (vgl. ebd. 41f). Gleichwohl merkt die Autorin an, dass Martha Jadassohns Identitätsformen stets „inhärente Widersprüche aufweisen und ihre eigene Klischeehaftigkeit enthüllen“ (ebd.: 32). Deshalb schlussfolgert Hudzik, dass die Protagonistin zwar in ihrer Identitätskonstruktion scheitere, aber dadurch die limitierte Aussagekraft der mit den Identitätsformen verbundenen Kategorisierungen hervorgehoben werde (vgl. ebd.: 44).

Dieser Überblick macht deutlich, dass die rezenten Publikationen zu Kolmars Roman zwar häufig die Identitätsproblematik aufgreifen, der Fokus dabei allerdings meistens auf der Beschreibung der verschiedenen Identitätsformen Martha Jadassohns liegt, sodass das bisherige Verständnis des Identitätsdiskurses in Kolmars Roman überwiegend durch die Aufnahme phänomenologischer Perspektiven geprägt ist. Kaum beleuchtet wurde

bisher die Frage nach den zugrundeliegenden Ursachen der brüchigen und volatilen Identitäts(de-)konstruktionen der Hauptfigur. Die Untersuchung dieser Momente kann das bisherige Verständnis des Textes erheblich ergänzen und modifizieren, zielt sie doch im Gegensatz zu einer phänomenologischen Lesart auf die Aufdeckung jener Motive, die das Selbstverständnis und das Handeln der Hauptfigur im soziokulturellen Kontext der Handlung beeinflussen. Diese Perspektive eröffnet die Möglichkeit, die Kausalzusammenhänge sowie die daraus resultierende Wechselseitigkeit zwischen Ursache und Wirkung in der Identitätsentwicklung zu beleuchten. So können tieferliegende Strukturen und Prozesse, die Martha Jadassohns Identitätswurf prägen, detailliert analysiert werden.

Die vorliegende Masterarbeit geht daher von der Hypothese aus, dass der Roman „Die jüdische Mutter“ die Konstruktion weiblicher jüdischer Identität als ästhetische Erfahrung schildert, welcher wiederkehrende, teils sozialbedingte Identitätskrisen der Protagonistin zugrunde liegen. Diese Krisen fungieren als Katalysatoren für eine kontinuierliche Transformation ihrer Identität und spiegeln ein tiefes Gefühl einer mehrfachen Entfremdung wider.

Martha Jadassohns Worte „Ich kann nichts für mich selbst“ (Kolmar 2003: 190) drücken exemplarisch ein tiefes Gefühl der persönlichen Entmachtung und des Verlusts der Handlungsfähigkeit aus, die zur Aufgabe der autonomen Identität führen. Damit bildet dieses Zitat den thematischen Eckpfeiler der vorliegenden Arbeit.

Ziel der vorliegenden Masterarbeit ist es, die Prozesse und Dynamiken zu analysieren, die der Identitätskonstruktion im historischen Entstehungskontext des Romans zugrunde liegen. Besonderer Fokus liegt dabei auf der Protagonistin Martha Jadassohn. Diese Arbeit zeichnet die Charakterentwicklung der Protagonistin nach und beleuchtet die sozialen sowie religiösen Faktoren, die ihre Identität prägen, um ein differenziertes Bild der Identitäts(de-)konstruktion im soziopolitischen Kontext des frühen 20. Jahrhundert herauszuarbeiten. Von besonderer Relevanz ist, dass der Roman „Die jüdische Mutter“ nicht bloß einen literarischen Diskurs über Erfahrungen der Vergangenheit darstellt, sondern auch eine Grundlage für die Reflexion über zeitgenössische Realitäten der Identitäts(de-)konstruktion bildet.

Methodisch basiert die vorliegende Untersuchung auf einem interdisziplinären Ansatz, der ermöglicht, das Konzept der Identität durch eine literatursoziologische und

diskursanalytischen Annäherung multidimensional im Roman „Die jüdische Mutter“ zu erfassen.

Die literatursoziologische Perspektive hat den Vorteil, dass „Literatur und Soziologie eine sprachliche Reflexion hoher Abstraktion [... erlauben], in dem der Mensch sich als das jeweils andere der Gesellschaft erfährt und gleichzeitig nicht umhinkann, sich als ein Teil von ihr zu fühlen.“ (Köck 2010: 262). Kolmars Roman „Die jüdische Mutter“ eignet sich besonders für eine literatursoziologische Lesart, da das Werk die sozialen Lebensverhältnisse einer jüdischen Frau und Mutter im historischen Kontext der 1930er Jahre schildert. Köck argumentiert, dass sich vor allem realistische Romane für die literatursoziologische Betrachtung eignen, da „in [deren] Mittelpunkt sich typischerweise ein sich von tradierten Lebensentwürfen befreites Subjekt befindet, das sich angesichts krisenhafter Umstände erproben und bewähren muss“ (ebd.), wie es auch im vorliegenden Roman von Kolmar der Fall ist. Mit dem literatursoziologischen Ansatz lassen sich in Gertrud Kolmars „Die jüdische Mutter“ die unterschiedlichen Facetten der Identität – als Frau, Mutter und Jüdin – im Kontext der sozialhistorischen Bedingungen ihrer Zeit analysieren und interpretieren.

Des Weiteren soll die kritische Diskursanalyse (CDA) zur interdisziplinären Untersuchung des Romans angewandt werden. Basierend auf den theoretischen Erkenntnissen Foucaults (1969), ist die CDA ein methodischer Ansatz zur Untersuchung von Machtstrukturen, Ideologien und versteckten Bedeutungen, die in Diskursen eingebettet sind. CDA geht über die Oberfläche der Sprache hinaus, um grundlegende soziale, kulturelle und politische Einflüsse in der Kommunikation zu enthüllen (Fairclough 1992: 62). Im Rahmen dieser Arbeit wird CDA angewandt, um die zugrundeliegenden ethnozentrischen Machtdynamiken, Überzeugungen und Vorurteile aufzuzeigen, die zum Zweck der mehrdimensionalen Marginalisierung der Figur Martha Jadassohn wirksam sind. Durch die Synthese dieser Methoden will die vorliegende Arbeit nicht nur die Komplexität von Martha Jadassohns Identität(de-)konstruktion aufzeigen, sondern auch ergründen, wie Literatur diesen Transformationsprozess als ästhetische Erfahrung verhandelt.

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel: Das erste Kapitel führt in das Thema und seine Relevanz sowohl im historischen als auch aktuellen Kontext ein. Es enthält einen Überblick über die neuere Literatur, stellt die Forschungsfrage vor, skizziert den methodischen Ansatz und nennt die Ziele der Arbeit.

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht der theoretische Rahmen der Arbeit. Es bietet eine kurze Erläuterung der erkenntnistheoretischen Ansätze und Schlüsselkonzepte, die in dieser Arbeit verwendet werden: Identität, Alterität, der Prozess des "Othering" und der *male gaze*.

Anknüpfend an diese theoretischen Grundlagen werden in Kapitel drei die zentralen Aspekte der Identitätskonstruktion der Protagonistin Martha Jadassohn methodisch herausgestellt. Dabei wird auf die folgenden Aspekte eingegangen: Martha Jadassohn in ihren Rollen als Jüdin, als Frau und als Mutter.

Darauf aufbauend wird in Kapitel vier untersucht, wodurch die Identitätskrisen der Protagonistin ausgelöst werden und wie diese als Katalysator für die Identitäts(de-)konstruktion fungieren.

Das fünfte Kapitel legt den Fokus auf den Selbstmord der Protagonistin, der sich in den verschiedenen Ausprägungsformen der Identitätskrise abzeichnet und als Manifestation des Identitätsverlustes untersucht werden soll.

Schließlich fasst das sechste Kapitel die Ergebnisse der Untersuchung zusammen, ordnet sie in den laufenden wissenschaftlichen Diskurs ein und skizziert zukünftige Forschungsperspektiven.

2 Theoretische Grundlagen

2.1 Identitätskonstruktion

Identitätskonstruktion ist ein zentrales Thema in der Soziologie und wird häufig als dynamischer Prozess verstanden, der in sozialen Kontexten stattfindet. Der soziologische Identitätsbegriff, auf den sich die vorliegende Arbeit stützt, betrachtet Identität als ein gesellschaftliches Konstrukt. Identität ist demnach nicht statisch, sondern „grundsätzlich sozial konstituiert. Sie ist kein abgeschlossener Zustand, sondern ein dialogischer Prozess“ (Straub 2016: 129). Dies unterstreicht die Vorstellung, dass Identität nicht isoliert vom Individuum selbst geschaffen wird, sondern in ständigem Austausch mit der Gesellschaft steht.

Diesen Gedanken weiterführend beschreiben Hegarty et al. Identität als eine Reihe von Selbstbeschreibungen und sozialen Rollen, die als "normative Kategorien dienen, durch die Gesellschaften organisiert sind" (Hegarty et al. 2018: 53). Dies hebt die Dualität der Identitätskonstruktion hervor – sie ist sowohl selbst zugeschrieben als auch gesellschaftlich auferlegt. In diesem Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft entwickelt sich Identität kontinuierlich weiter.

Abels führt diese Überlegung fort und präzisiert das Konzept der Identität nach Goffmann: „In einer konkreten Interaktion ist Identität aus der Sicht des Einzelnen das, wofür er sich ausgibt und als wer er sich von den Anderen angesehen fühlt, und aus der Sicht der Anderen das, was sie ihm zuschreiben.“ (Abels 2019: 332). Dieses formulierte Verständnis von Identität verweist auf ihre Konstruktion durch soziale Interaktionen, wobei sie als dynamisches Wechselspiel zwischen Selbstpräsentation und Attributen sozialer Zuschreibung verstanden wird. Dieser Prozess betont die Reziprozität der Identitätskonstruktion, bei der die Selbstwahrnehmung und die Fremdwahrnehmung untrennbar miteinander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen.

Diese Überlegungen machen deutlich, dass das Konzept Identität eine flexible und verhandelbare Kategorie ist, die sich in Abhängigkeit von sozialen Strukturen und persönlichen Interaktionen diskursiv entwickelt. Somit ermöglicht die soziologische Perspektive auf Identität ein tiefgreifendes Verständnis des komplexen Zusammenspiels von individueller Selbstdefinition und gesellschaftlichen Erwartungen, das ebenso in der Identitätskonstruktion Martha Jadassohns, der Protagonistin des Romans „Die jüdische Mutter“ deutlich wird.

Allerdings gilt es zu beachten, dass es sich in der erzählenden Literatur um keine realweltliche Person, sondern um eine literarische Figur und damit um eine narrative Identität handelt. Braun (2023) legt dar, dass in der Literatur die Identitäten der Figuren durch das Erzählen geschaffen werden. Die Identität wird somit „durch direkte und indirekte Charakterisierung gebildet“ (Braun 2023: 47f). Darüber hinaus sei nach Braun zu berücksichtigen, dass eine literarische Figur nie sämtliche Merkmale eines menschlichen Subjekts aufweisen könne. Aufgrund der Zeichenhaftigkeit der Literatur seien Lücken in der Figurengestaltung unvermeidlich und sogar notwendig. Diese Lücken müssten durch den Lesenden gefüllt werden, was das Konzept der Figur erweitere (vgl. ebd.: 48). Somit ist die narrative Identität ein Konstrukt, das zwar Parallelen zu realen menschlichen Identitäten aufweist, sich jedoch durch seine fiktionale Beschaffenheit und die Einbeziehung der Rezipierenden unterscheidet.

2.2 Alterität und Othering als xenologische Konzepte

In der xenologischen Erkenntnistheorie, wie sie bereits Ende der 1970er Jahre von Munasu Duala M'bedy entwickelt wurde, spielt das Konzept der Alterität eine zentrale Rolle. Es entwickelte sich aus der Auseinandersetzung mit Fragen der Identität und ist in die xenologische Debatte über Fremdheit und Differenz eingebettet. Die Xenologie als wissenschaftliche Disziplin untersucht xenische Systeme und die Beziehungen zwischen verschiedenen Kulturen, wobei sie sich besonders auf die Wahrnehmungsmuster konzentriert, die sich aus der Begegnung mit dem 'Anderen' ergeben. Dabei gewinnt Alterität als Konzept an Bedeutung, da sie dazu dient, die Komplexität und Vielfalt menschlicher Erfahrungen und Perspektiven zu erkennen, die häufig die Erkenntnisprozesse beeinflussen. Wie Rösch darlegt, wird in der europäischen Philosophiegeschichte Alterität, mehrdeutig verwendet und kann auf verschiedene Formen des Anderen verweisen: „als ein gleichartiges, gleichursprüngliches, einander zugeordnetes Wesen (alter), als irgendein anderes Wesen (alius) und als ein fremdes Wesen (xenos)“ (Rösch 2022: 54). Allerdings hängt die Unterscheidung des 'Anderen' in gewisser Weise von unserer Betrachtung ab. Erst durch das Subjekt wird der Mitmensch zum Objekt des Diskurses und damit zum 'Anderen' gemacht. Dies gilt auch andersrum, denn „[d]er Mensch wird am Du zum Ich“ (Buber 2021: 33). Im ersten Fall geht es um die Konstruktion des Anderen, im zweiten Fall um die Identitätskonstruktion des Ichs.

In diesem erkenntnistheoretischen Kontext ist das Konzept des Orientalismus zu verorten, das von Edward Said in seinem gleichnamigen und bahnbrechenden Werk geprägt wurde. Darin beschreibt er, wie der Westen die Vorstellung vom Osten als einem dichotomen 'Anderen' konstruierte (vgl. Said 1979: 1/24). Ein zentraler Aspekt dabei sei die diskursive Vermittlung und Darstellung des 'Orients' als rückständiger, stagnierender Kontrast zum fortschrittlichen 'Okzident'. In diesem Sinne werde der 'Orient' nicht als gleichwertig oder gleichzeitig, sondern als früheres, weniger entwickeltes Stadium der menschlichen Entwicklung dargestellt (vgl. ebd.: 150). Johannes Fabian bezeichnet diesen Diskurs in seinem Werk „Time and the Other“ als „temporalization“ (Fabian 2014: 74), bzw. Verzeitlichung. Diese diene dazu, die Dominanz und Überlegenheit des Westens zu legitimieren und die Unterlegenheit des Orients als das Andere, das Fremde zu festigen (vgl. Said 1979.: 250). So würde eine Distanz und Hierarchie zwischen dem 'Wir' der westlichen Welt und dem 'Sie' der untersuchten Kulturen entstehen (vgl. Fabian 2014: 74). Diese Konzeptualisierung der Zeit etablierte und legitimierte eine Differenz, die auf Macht basiert, weil sie die Erforschten in einer vergangenen Zeit verortet und somit ihre gegenwärtige Relevanz und Gleichheit negiert (vgl. ebd.: 50).

Basierend auf Saids und Fabians Gedanken führt Gayatri Spivak (1985) das Konzept des 'Otherings' als kritische postkoloniale Theorie ein. Damit bezieht sie sich auf die soziokulturelle Praxis der Marginalisierung, bei der dominante Gruppen ihre Identität durch die Stigmatisierung und Zurückdrängung anderer Gruppen herstellen. Der Schwerpunkt liegt auf der Etablierung und Aufrechterhaltung von Machtstrukturen durch die Definition und Verstärkung von Grenzen zwischen dem 'Selbst' und dem 'Anderen', wobei der marginalisierten Gruppe oft Minderwertigkeit zugeschrieben wird. Aufbauend darauf analysiert Kubiak die Konstruktion von Alterität zwischen Ost- und Westdeutschland. Er betont, dass die Konstruktion einer „out-group“ eine Asymmetrie erzeuge, die das Zugehörigkeitsgefühl stärken könne: „Die wahrgenommene Abwertung führt zu einem verstärkten Zugehörigkeitsgefühl“ (ebd.: 5). So werde Alterität und die damit verbundene Abwertung zu einem „Katalysator“ für Identitätsbildung (ebd.: 1).

Diskurse um Alterität und Othering verdeutlichen, wie Identitäten durch Abgrenzung und Zuschreibung geformt werden. Indem wir das 'Andere' als konträr zu uns selbst definieren, konstruieren wir unsere eigene Identität im Prozess der Abgrenzung und setzen uns gleichzeitig in eine Machtposition, die es uns erlaubt, andere zu definieren, zu bewerten und zu klassifizieren. In diesem Sinn sind Alterität und Othering nicht nur Teil

der Identitätskonstruktion, sondern auch Werkzeuge der Machtausübung und -erhaltung.

2.3 Male Gaze

Der *male gaze* ist ein Konzept der feministischen Medienwissenschaft, das Laura Mulvey in ihrem einflussreichen Essay „Visual Pleasure and Narrative Cinema“ eingeführt wurde. Mulvey argumentierte, dass in den Mainstream-Medien, die Kamera- ebenso wie die Erzählerperspektive häufig männlich sei und die weiblichen Figuren als passive Objekte des männlichen Begehrens dargestellt würden (vgl. Mulvey 1975: 805f). Der männliche Blick verstärke demnach die traditionellen Geschlechterrollen und halte die patriarchalische Gesellschaft aufrecht (vgl. Mulvey 1975: 808).

Auch in der Literaturwissenschaft hat dieses Konzept Eingang gefunden (vgl. Ruthven 1984: 2) und wird, z. B. bei der Beschreibung des körperlichen Aussehens und der Kleidung von Frauen, ihrer Rollen und Handlungen im Verhältnis zu den männlichen Figuren und der Art und Weise, wie ihre Erfahrungen erzählt werden. Aus dieser Perspektive werden weibliche Figuren auf Objekte der männlichen Begierde reduziert, sodass sie nicht in ihrer Komplexität als vollständig realisierte Individuen mit eigener Handlungsfähigkeit und Subjektivität erfasst werden.

Erweitert wurde diese Idee von weiteren Wissenschaftlern wie beispielsweise Bloom, der die Entwicklung des wissenschaftlichen Diskurses kritisiert: „Simply to utter the phrase the ‘male gaze’ now entails at least alluding to and often betraying a fascination with sexual desire, both reciprocal and unidirectional, opposite-sex as well as same-sex.“ (Bloom 2017: 14). Bloom unterstreicht, dass die Verwendung des Begriffs *male gaze* inzwischen nicht nur die ursprünglich kritische Analyse der Repräsentation weiblicher Körper aus einer männlichen Perspektive in den Medien umfasst, sondern auch eine komplexere Auseinandersetzung mit sexuellem Begehren einschließt. Dies legt nahe, dass der Diskurs über den *male gaze* mittlerweile auch eine Faszination für sexuelles Verlangen in seiner Gesamtheit reflektiert und somit die ursprüngliche Bedeutung des Konzepts ausgeweitet wurde.

Anknüpfend an diese theoretischen Grundlagen werden im Folgenden die zentralen Aspekte der Identitätskonstruktion der Protagonistin methodisch herausgestellt. Dabei

wird auf die folgenden Aspekte eingegangen: Martha Jadassohn in ihren Rollen als Jüdin, als Frau und als Mutter.

3 Aspekte einer konstruierten Identität

3.1 Martha Jadassohn als Jüdin

Die Protagonistin des Romans „Die jüdische Mutter“ wird als Martha Jadassohn vorgestellt (vgl. Kolmar 2003: 15). Bereits der Familienname der Protagonistin verweist auf ihre jüdische Identität. In ihrem etymologischen Lexikon der jüdischen Familiennamen weisen Guggenheimer und Heinrich (1996) darauf hin, dass jüdische Familiennamen oftmals mithilfe von Patronymen oder Metronymen gebildet werden: „Patronyme/Metronyme erscheinen am deutlichsten in Zusammensetzung mit -sohn [...]“ (Guggenheimer & Heinrich 1996: xxvi). Das Suffix "-sohn" deutet auf eine Abstammung hin und dient somit als Indikator für familiäre und kulturelle Verbindungen. In der Namensgebung von Martha Jadassohn sind mehrere Dimensionen der Identitätskonstruktion enthalten. Ihr Nachname trägt das Erbe ihrer Vorfahren sichtbar nach außen und verknüpft sie unmittelbar mit ihrer jüdischen Herkunft. Diese Zugehörigkeit ist nicht nur ein persönliches Merkmal; sie wird zur 'offiziellen' Identität, die in jeder gesellschaftlichen Interaktion vorausgeht und somit die Art und Weise beeinflusst, wie Martha Jadassohn von der Außenwelt wahrgenommen wird.

Gerade im historischen Kontext der frühen 1930er Jahre erscheinen die Konnotationen des Namens besonders bedeutsam, da jüdische Namen zunehmend zu einem Stigma wurden; so wird der Name Jadassohn im soziohistorischen Kontext zu einem potenziellen Katalysator für soziale Ausgrenzung und antisemitische Diskriminierung. Der Nachname der Protagonistin ist demnach ein Symbol für die Schnittstelle zwischen persönlicher Identität und gesellschaftlich aufgezwungener Marginalisierung.

Dies wird auch deutlich in den Aussagen der Figur Hans Wolg, der bereits zu Beginn der Handlung Martha Jadassohn aufgrund ihres Glaubens als mögliche Schwiegertochter ablehnt: „Sie paßte ihm auch als Jüdin schlecht und als unbemittelte Jüdin schon gar nicht.“ (Kolmar 2003: 17). Die Textstelle eignet sich für die Veranschaulichung des Konzeptes 'Othering', da Martha Jadassohn als „Jüdin“ und damit, als eine 'Andere' markiert wird. Die Betonung ihrer jüdischen Identität und der finanziellen Situation, in der sie sich befindet, werden als unvereinbar mit den Erwartungen des zukünftigen Schwiegervaters dargestellt. Diese negative Hervorhebung dient als diskursive Markierung von Differenz – mit dem Ziel, die Ablehnung Martha Jadassohns zu legitimieren. Sie entspricht religiös

und kulturell nicht den Normen der Mehrheitsgesellschaft, zu der Hans Wolg sich als christlicher deutscher Großhändler zugehörig fühlt.

Auch nimmt Hans Wolg Bezug auf Martha Jadassohns Vornamen, wenn er anmerkt „'Alttestamentarisch sieht sie schon aus; sie müsste Lea, nicht Martha heißen.'" (Kolmar 2003: 17). Mit dem Wort „alttestamentarisch" und mit dem Verweis auf Lea spielt Hans Wolg hier auf biblische Figuren an. Der Vergleich mit einer alttestamentarischen Figur, den Hudzik als „aus der Zeit gefallen" (Hudzik 2014: 29) beschreibt, ist das Phänomen der Verzeitlichung wie es Fabian beschreibt (s. Kapitel 2.2). Der Vergleich, der zwischen Martha Jadassohn und Lea gezogen wird, suggeriert, dass die Protagonistin nicht an der zeitgenössischen Gesellschaft partizipiert, da sie durch ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft einer fernen, archaischen Vergangenheit verhaftet geblieben sei.

Mit Bezug auf Schwanke (2013) und Brunner (2013) stellt Gellen zwar die These auf, dass Martha Jadassohns „Jewishness" (Gellen 2022: 52) keine bedeutende Rolle spiele, allerdings zeigt sich darin einer der wenigen selbstbestimmten Identifikationen Martha Jadassohns. Sie identifiziert sich selbst als „Jüdin" (Kolmar 2003: 115) und zeigt damit eine tiefe Verbundenheit mit ihrer religiösen Zugehörigkeit. Ihr Glaube dient nicht nur als kulturelle Verbindung, sondern als wesentlicher Bestandteil ihrer Identität (vgl. Hudzik 2014: 34).

Martha Jadassohn als Jüdin und – wie der Titel bereits verdeutlicht – als jüdische Mutter befindet sich in einem Spannungsfeld zwischen der Assimilation an eine nicht-jüdische Umwelt und der Bewahrung ihrer jüdischen Identität. Obwohl sie „die Sitten und Bräuche ihrer Ahnen nicht mitgebracht" (Kolmar 2003: 19) habe, besteht sie in ihrer interreligiösen Ehe auf ihrem Glauben und dem Versprechen ihres Mannes Friedrich, das gemeinsame Kind nicht taufen zu lassen und es dem jüdischen Glauben entsprechend zu erziehen (vgl. ebd.: 20). Diese Entscheidung ist ein signifikantes Zeichen ihrer Identitätsbehauptung. Die empörte Reaktion von Friedrichs Eltern auf die ausfallende Taufe und die abwertende Bezeichnung ihrer Enkelin als „Balg" (ebd.: 20), das „froh sein sollte, christlich erzogen zu werden" (ebd.), zeigt eine deutliche Ablehnung Martha Jadassohns jüdischer Identität. Die Äußerung unterstreicht zudem nicht nur die sozialen Vorbehalte und den Druck, der auf ihr als Jüdin in einer christlich geprägten Umgebung ausgeübt wird, sondern auch die Konflikte, die sich aus ihrer interreligiösen Ehe ergeben. Gellens Ansicht, dass „Jewishness" im Roman als vererbte Identität dargestellt werde (vgl. Gellen 2022: 58), sollte erweitert werden um den Aspekt der Sozialisation. Denn

durch die Entscheidung für einen Glauben und Praktiken, die innerhalb der Religionsgemeinschaft gelebt und vermittelt werden, wird die Religion auch als Teil der Erziehung Ursulas weitergegeben. So zeigt die Einbindung der Tochter in religiöse Rituale wie das tägliche Nachtgebet (vgl. Kolmar 2003: 14 & 80), dass Martha Jadassohn den Wert ihrer jüdischen Identität erkennt und bewahren möchte. Dadurch wird deutlich, dass der Glaube zur Konstitution der Identität beiträgt, da sie ihren Glauben nicht nur als persönliche Überzeugung und familiäres Erbe versteht, das über Generationen hinweg Bestand hat, sondern auch als Teil der Erziehung weitergegeben wird.

Das Gebet wird für Martha Jadassohn zu einer Quelle der Hoffnung in den schwierigen Zeiten, die sie in Sorge um ihre Tochter durchlebt: „Irgendwie war sie doch wohl gestärkter, beruhigter, da sie gebetet.“ (ebd.: 34). Dies verdeutlicht, dass der Glaube für Martha Jadassohn nicht nur in guten Zeiten von Bedeutung ist, sondern auch als spirituelle Unterstützung in Krisenzeiten fungiert.

Es wird deutlich, dass die Protagonistin ihre jüdische Identität in einem Akt der Selbstbehauptung und des Widerstandes gegen den Assimilationsdruck konstruiert. Ihre Identität ist nicht durch performative religiöse Praxis definiert, sondern durch eine tiefe Verbundenheit mit dem jüdischen Glauben, den sie als wesentliches Element ihres Selbst und ihrer Familiengeschichte versteht.

Allerdings wird sie in ihrer Identität als Jüdin mit weiteren Formen des Otherings und der antisemitischen Diskriminierung konfrontiert. So beispielsweise in einer Konfrontation mit ihrem Liebhaber Albert: Dieser befragt sie dabei nach ihren sexuellen Erfahrungen.

„Wer hat dir das beigebracht, nicht dies, sondern alles; sag endlich, ich hab' dich schon öfter gefragt: dein Mann?"

[...]

'Aber du schläfst mit mir gerne?'

'Ja...'

'Du bist eine Dirne.'

Sie schüttelt stumm den Kopf.

'Du bist eine Jüdin.'" (Kolmar 2003: 144)

Die Verwendung des Begriffs „Dirne“ in direktem Anschluss an die Bestätigung Martha Jadassohns, dass sie gerne mit Albert schlafe, stellt eine drastische Abwertung ihrer Person dar. Mit der Formulierung „du bist“ bedient sich Albert eines essentialistischen

Diskurses, der dazu dient, die Protagonistin zu entwürdigen und ihr die gesellschaftliche Anerkennung als Frau abzusprechen.

Dieser stigmatisierende Diskurs manifestiert sich ebenfalls in der darauffolgenden Äußerung „Du bist eine Jüdin.“ welche die Nichtzugehörigkeit aufgrund der Andersheit hervorhebt. Wirksam ist dabei das Phänomen „Othering“ als essentialistische Identitätszuschreibung, die Martha Jadassohns individuelle Person hinter ihrer Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe verschwinden lässt. So kann diese Bemerkung insbesondere in Anbetracht des historischen Kontexts des Romans als Ausdruck einer tief verwurzelten Diskriminierung gesehen werden.

Alberts Ansprache Martha Jadassohns zuerst als „Dirne“ und anschließend als „Jüdin“, lässt einen Diskurs erkennen, der sich durch zwei Formen des „Othering“ auszeichnet: eine basierend auf Geschlecht und Sexualität, die andere auf ethnischer und religiöser Zugehörigkeit. Obgleich die Bezeichnung „Jüdin“ als solche neutral sein könnte, wird sie durch den Kontext und die vorherige Ansprache als „Dirne“ negativ kodiert. Somit wird eine sprachliche Hierarchisierung offenbar, die auf die Verschränkung von Geschlecht und ethnisch-religiöser Zugehörigkeit hinweist und diese in einer abwertenden Weise hierarchisch strukturiert. Dies zeigt, wie diskursive Zuordnungen – hier Geschlecht und Ethnizität – genutzt werden können, um die Figur Martha Jadassohn zu marginalisieren und ihr eine gesellschaftliche Partizipation vorzuenthalten. Der oben zitierte Dialog reflektiert ein Zusammenspiel von Sexismus und Antisemitismus, das Martha Jadassohn zum Opfer mehrfacher Diskriminierung macht. Mit Crenshaw (1991) lassen sich derartige diskursive Konstellationen als intersektionale Diskriminierung beschreiben. Sie betont die überlappenden und sich gegenseitig verstärkenden Strukturen von Benachteiligung, die Individuen erleben, wenn sie mehreren marginalisierten Gruppen angehören (vgl. Crenshaw 1991: 140). Die Mehrfachdiskriminierung verdeutlicht, wie die Verflechtung verschiedener Unterdrückungsmechanismen die Exklusion verstärkt und gleichzeitig die Komplexität der Identitätskonstruktion in einem von Machtverhältnissen durchdrungenen sozialen Kontext hervorhebt.

Diesem stigmatisierenden Diskurs begegnet Martha Jadassohn lediglich mit einem stummen Kopfschütteln (vgl. Kolmar 2003: 144), was zwar als Ablehnung der Zuschreibung gedeutet werden kann, sie vermag ihn jedoch nicht argumentativ zu entkräften.

Martha Jadassohns Umgang mit Diskriminierungserfahrungen ändert sich jedoch, wenn sie mit medialem Antisemitismus konfrontiert wird. In einem nationalsozialistischen Pamphlet entdeckt sie folgenden Satz: „Der wahre Feind... geht plattfüßig, dickbäuchig, krummnäsiger, schwarz tagtäglich an euch vorüber“ (Kolmar 2003: 182). Diese Beschreibung ist nicht nur abwertend und verallgemeinernd, sondern dient als physische Kennzeichnung von Fremdheit und Andersartigkeit. Das Pamphlet rekurriert auf die Markierungsformen physischer Fremdheit, die Stichweh mit Blick auf die Juden ausführlich beschreibt (vgl. Stichweh 2010: 65). Er argumentiert, dass „Körperwahrnehmung immer auch als Metapher [fungiert] und d.h., daß sie in einen soziokulturellen Interpretationsprozeß eingebettet wird, der einzelne Merkmalsunterschiede in komplexe Diagnosen transformiert“ (Stichweh 2010: 66). Bezogen auf den Roman Kolmars lässt sich feststellen, dass durch diese Metaphorik körperliche Merkmale zu Symbolen einer abgelehnten und verachteten Gruppenzugehörigkeit umgedeutet werden.

Im Gegensatz zur Interpretation Gellens, die zu dem Schluss kommt, dass dieses Pamphlet „no effect“ (Gellen 2022:52) auf Martha Jadassohn habe, zeigt eine genauere Betrachtung, dass die Reaktion der Protagonistin keine Ignoranz oder Hinnahme bedeutet:

„'Der jüdische Hochmut...' Sie dachte: Hochmut...? Wir sind doch nicht hochmütig, leider nicht; aber wir könnten es sein. Ja, wir dürften es sein. Wir haben Rom überstanden, Byzanz in Trümmern gesehen; auch dieser Feind hier wird uns nur töten, wenn wir uns selbst verderben. Wir müssen nur stark und tapfer sein, [...]. 'Israel ist wie der Staub der Erde: alle treten ihn mit den Füßen; der Staub aber überlebt alle.'“ (Kolmar 2003: 182).

Ganz im Gegenteil zur vorherigen Konfliktsituation mit Albert scheint Martha Jadassohn nun mit Stolz und Zuversicht erfüllt zu sein. Ihre Reaktion auf das antisemitische Pamphlet und ihre Reflexion über den „jüdischen Hochmut“ lassen eine differenzierte Auseinandersetzung mit ihrer jüdischen Identität erkennen. Ihre innere Erwiderung, dass Juden nicht hochmütig seien, aber durchaus Grund dazu hätten, zeigt eine Form des widerständigen Stolzes.

Die stilistische Verdichtung im letzten Satz, wird zum Sinnbild der jüdischen Geschichte: Zum einen hebt die Metonymie „Israel“ die untrennbare Verbindung zwischen dem Land und seinem Volk hervor. Zum anderen betont die Personifikation des Staubs, der „alle

überlebt", die Persistenz des jüdischen Volkes trotz wiederholter Verfolgung und Unterdrückung. Darüber hinaus stellt der Vergleich „Israel ist wie der Staub der Erde" eine Verbindung zwischen der Kleinheit und Allgegenwärtigkeit des Staubs und der Omnipräsenz sowie der Unbeugsamkeit Israels her. Der Staub, oft ein Symbol für Bedeutungslosigkeit, wird hier umgedeutet in ein Sinnbild für Beständigkeit und Unzerstörbarkeit. Durch die Hyperbel „Alle treten ihn mit den Füßen" wird das Ausmaß der Unterdrückung betont, während gleichzeitig die daraus resultierende Widerstandsfähigkeit hervorgehoben wird. Mit der oben zitierten Reaktion Martha Jadassohns, formuliert sie in stilistisch verdichteter Form eine Kampfansage gegen die Marginalisierung der Juden, so wie ihrer selbst und versucht auf diese Weise ihre Identität zu behaupten.

Ihre Reaktion auf das Pamphlet transformiert die darin enthaltene Abwertung in einen Ausdruck von Widerstand und, wie von Kubiak (2019) beschrieben, in einen Katalysator für die Identitätskonstruktion – hier die Identifikation mit der kollektiven Identität des Judentums. Dies wird vor allem dadurch deutlich, dass Martha Jadassohn von „wir" spricht, wenn sie gedanklich das Pamphlet kommentiert. Sie verweigert damit die passive Rolle des Opfers und konstruiert ein Selbstverständnis, das auf der langen Geschichte des jüdischen Überlebens und Triumphes über Verfolgung und Diskriminierung basiert. Damit schafft sie die Basis für eine Identitätskonstruktion, die sich der ihr sozial aufgezwungenen Marginalisierung widersetzt.

3.2 Martha Jadassohn als Frau

In einer von traditionellen Geschlechterrollen geprägten Gesellschaft wird Martha Jadassohn mit Erwartungen und Herausforderungen konfrontiert, die ihre Identität als Frau vielfach prägen. Starken Einfluss nimmt dabei das Phänomen der gesellschaftlichen Konditionierung, wie es Simone Beauvoir treffend beschrieben hat: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." (Beauvoir 2008: 334). In einer patriarchalen Gesellschaft gilt der Mann als normgebend, denn „[e]r ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere."(ebd.: 12). Im Kontext des Romans „Die jüdische Mutter" manifestiert sich dies besonders in dem asymmetrischen Verhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmung, dem Martha Jadassohn ausgesetzt ist. Einerseits entwirft sie zuerst ein männlich geprägtes, essentialisierendes Bild der Weiblichkeit. Sie charakterisiert diese durch Attribute wie „raffiniert verführerisch" (Kolmar 2003: 129), während das äußere

Erscheinungsbild „zärtlich“ oder „reizend“ sein soll (ebd.: 128). Zudem beschreibt sie das erwartete Verhalten von Frauen mit dem Begriff der „Koketterie“ (ebd.: 129). Dieses Bild lässt auf eine tiefe Verinnerlichung des *male gaze* schließen, wonach der Wert einer Frau durch ihre Fähigkeit bestimmt wird, den männlichen Blick anzuziehen und zu befriedigen. Andererseits glaubt Martha Jadassohn jedoch diese Erwartung nicht zu erfüllen: Sie „sah weder zärtlich noch [...] erregend, gar nicht sanft und unzüchtig aus“ (ebd.: 128). Deutlich wird hierbei, dass die Protagonistin sich nicht aufgrund einer Ablehnung dieses Idealbilds von den gesellschaftlichen Erwartungen abgrenzt, sondern weil sie die ihr unterstellte Unzulänglichkeit internalisiert hat und so den Blick von außen auf ihre Persönlichkeit übernimmt. Somit wird ersichtlich, dass sich das Selbstbild Martha Jadassohns nicht autonom, sondern auf Basis des Fremdbilds konstituiert und damit wie von Buber und Goffmann beschrieben, untrennbar verbunden ist (vgl. Kapitel 2.1).

Ihre Reaktion auf die gescheiterte Anpassung ist eine Form der Kompensation: Sie tritt Männern „wild und schamlos [...] wie die Glut“ entgegen (Kolmar 2003: 130). Dies kann als Versuch gesehen werden, Macht über die eigene Identität zurückzugewinnen, was jedoch paradoxerweise durch die Übernahme einer anderen, gleichfalls durch Männlichkeit definierten Rolle geschieht: die der aggressiven Verführerin oder *femme fatale*, die sie, wie Hudzik bemerkt, jedoch auch nicht erfüllt (vgl. Hudzik 2014: 45).

Der Versuch, die eigene Identität zu manifestieren, zeigt sich durch die in der erlebten Rede formulierte Selbstbeschreibung der Protagonistin: Obwohl Martha Jadassohn die beschriebenen Erwartungshaltungen nicht erfüllt, gelangt sie zu der Erkenntnis „sie war doch Frau“ (Kolmar 2003: 131). Sie begründet diese Schlussfolgerung damit, dass sie einige als 'typisch weiblich' geltende Verhaltensweisen, wie beispielsweise das Schaufensterbummeln und ein starkes Interesse an schöner Kleidung (vgl. ebd. 131f) zeige. Hierbei tritt – wie bereits oben erläutert – ihr von gesellschaftlichen Normen geprägtes und auf männliche Erwartungshaltungen ausgerichtetes Selbstbild in Erscheinung.

Das Phänomen des *male gaze* macht sich ebenfalls dort bemerkbar, wo das Verhalten Martha Jadassohns von Männern als 'typisch weibliches' gedeutet und als solches verurteilt wird. Durch Bemerkungen wie „Macht die ein Gewese um ihre Göre!“ (ebd. 29) und „Ein Weibergeschmoll ohne Grund [...]. Die Weiber sind alle gleich.“ (ebd. 173) werden ihre Gefühle und ihr Verhalten als hysterisch abgetan. Diese Kommentare der

Erzählinstanz und ihres Geliebten Alberts machen eine typisch sexistische Wahrnehmung der Protagonistin sichtbar. Die Literaturwissenschaftlerin Kliewer analysiert diese Art der Bewertung weiblichen Verhaltens als „perfekte Repräsentation des traditionell ‘Weiblichen’ [...] als Verweigerung sich in die geforderte Rolle zu fügen, als ‘Anormalität’“ (Kliewer 1995: 43). So wird das Verhalten der Protagonistin zu einer Weigerung sich den patriarchalischen Erwartungen zu unterwerfen und stellt eine Herausforderung an die Normativität dar.

Die bisherige Analyse zeigt, dass Martha Jadassohns Identität und Selbstverständnis durch die im historischen Kontext der Romanhandlung vorherrschende maskuline Perspektive konstruiert und eingeschränkt werden. Dies unterstreicht die Komplexität weiblicher Identitätskonstruktion unter dem Einfluss des *male gaze* und betont die Notwendigkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit der Identitäts(de-)konstruktion Martha Jadassohns. Sie versucht die im gesellschaftlichen Diskurs tradierten und durch den *male gaze* potenzierten Rollenbilder zwar zu verkörpern, stellt jedoch fest, dass diese nicht ihrem wahren Selbst entsprechen. Dadurch gleicht ihr Verhalten einem Mimikry¹ und wird zu einer „Täuschung über die eigene Persönlichkeit, die aus der (gefürchteten) Nicht-Akzeptanz durch die Umgebung resultiert.“ (Smola 2011: 470). Obwohl Smola damit weitgehend die Ausprägung der Mimikry erfasst, muss jedoch ergänzt werden, dass dies nicht nur für die Identität der Protagonistin als Jüdin, sondern insbesondere auch für ihre Identität als jüdische Frau gilt.

Andererseits kann Martha Jadassohns Mimikry hier als gezieltes Mittel gelten, um innerhalb der ihr zugewiesenen sozialen Rollen Macht und Kontrolle zu erlangen. Dies zeigt sich beispielsweise darin wie sie versucht, Albert für ihre Zwecke, und zwar die Jagd nach dem Täter, zu instrumentalisieren: „Sie wollte dem jüngeren Manne nichts Böses und fühlte doch, so lauernd, sich selber als eine Zauberin, Räuberin, die den Wanderer in ihre Höhle verlockte, ihn auszuplündern, zu schwächen.“ (Kolmar 2003: 131). Allerdings ist die Art von Mimikry, die in Martha Jadassohns Verhalten sichtbar wird, mehr als nur einfache Imitation; sie ist ein komplexes Spiel aus Maskierung und Offenbarung. Die

¹ Mit Bezug auf die Xenologie nach Homi Bhaba definiert Smola (2011) das Konzept der Mimikry als eine Form der Anpassung, bei der marginalisierte oder kolonisierte Gruppen Aspekte der dominanten Kultur annehmen, jedoch oft mit einer gewissen Abweichung oder Verzerrung, die eine vollständige Assimilation verhindert. In Bezug auf das europäische Judentum interpretiert Smola Mimikry als „erzwungene und für die Weiterentwicklung des europäischen Judentums verhängnisvolle Strategie der Anpassung [...], die infolge der massiven gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Ausgrenzung der Juden entstand und das Scheitern eines großen Emanzipations- und Akkulturationsvorhabens der jüdischen Diaspora bedeutete.“ (Smola 2011: 469).

Protagonistin macht sich die ihr zugeschriebenen Eigenschaften zu eigen, aber gerade in dieser Aneignung zeigt sich ihre kritische Distanz zu diesen Zuschreibungen.

Smola weist daher zurecht daraufhin, dass Mimikry auch als „Komponente der Poetik eines Autors, der die problematische jüdische Identität in eine produktive Erzähltechnik zu verwandeln vermag“ (Smola 2011: 470) betrachtet werden kann. So wird durch Kolmars Darstellung der Mimikry in Martha Jadassohns Identitätskonstruktion die Brüchigkeit und Konstruiertheit gesellschaftlicher Rollenmuster offengelegt und die Möglichkeit einer authentischen Identität Martha Jadassohns in Frage gestellt.

3.3 Martha Jadassohn als Mutter

Wie Hegarty et al. Betonen, erfolgt eine weitere Ausdrucksform der Identität über soziale Rollen (vgl. Kapitel 2.1). Für die Protagonistin zeigt sich dies in ihrer Rolle als Mutter. Nachdem zu Beginn des Romans Martha Jadassohn kontinuierlich als „die Frau“ (vgl. Kolmar 2003: 8-11) bezeichnet worden ist, übernimmt mit der Einführung der Tochter Ursula und ihrer ersten Ansprache Martha Jadassohns mit „Du, Mutter“ (Kolmar 2003: 12), auch die Erzählinstanz den Wechsel in der Formulierung: „Die Mutter schob ihren Stuhl zurück.“ (ebd.: 13f). Die Konstruktion der Identität über die Rolle der Mutter wird im Roman vielschichtig dargestellt, allerdings wird als Konstante die „unverhältnismäßig“ (Brunner 2013:133) scheinende Liebe zu ihrer Tochter aufgezeigt. Martha Jadassohns Beziehung zu ihrer Tochter zeichnet sich durch Intimität und Zuneigung aus. Dies wird durch prägende Gesten deutlich: Sie küsst ihr Kind (vgl. Kolmar 2003: 11) und teilt mit ihm ein Familienbett (vgl. ebd.: 13). Diese Gesten zeigen die affektive Bindung und Fürsorglichkeit der Mutter gegenüber ihrer Tochter. Diese Liebe wird auch von Ursula als solche empfunden. Ihre Freude über die Rückkehr zur Mutter nach einem Ausflug sowie die Ansprache Martha Jadassohns als „meine liebe Mutter“ (ebd.: 14) betonen die Zuneigung und die Stabilität der Mutter-Tochter Beziehung.

Darüber hinaus wird Martha Jadassohn in ihrer Mutterrolle als Autoritätsperson dargestellt. Sie wird als „etwas streng und hart“ (Brunner 2013: 134) beschrieben. Die Bemerkung: „Denn hier gab es kein Betteln und Maulen, kein Trödeln wie anderswo, da die Kleinen durchaus noch aufbleiben wollen; wenn Mutter zur Ruhe ging, konnte das Kind nicht in die Nacht hinein spielen.“ (ebd.: 13) zeigt klar, dass Martha Jadassohn Wert auf Disziplin und Ordnung im Familienleben legt und dies konsequent durchzusetzen weiß. Sie reflektiert später auch selbst, dass sie „keine unachtsame, nachlässige Mutter“

(ebd.: 80) aber „[e]ine ernste, zu schweigsame Mutter vielleicht“ (ebd.) gewesen sei. So wird in diesen alltäglichen Interaktionen die mütterliche Rolle nicht nur durch Fürsorge und Schutz ausgedrückt, sondern auch als ein zentraler Bestandteil des Selbstverständnisses der Figur konstituiert.

Eine weitere Facette dieser mütterlichen Identität zeigt sich in der Charakterisierung der Protagonistin als kämpferisch und hingebungsvoll. Der Vergleich, Martha Jadassohn "stürzte" sich auf ihr neugeborenes Kind, „einer hungrigen Wölfin gleich“ (ebd.: 20), illustriert die Intensität ihrer Mutterliebe. Dieses Bild zeigt die kämpferische Natur der Protagonistin und die Bereitschaft, sich jeglichen Herausforderungen zu stellen. Kacandes schlägt vor diesen Vergleich als „ancient attitude of Christian Europe that Jews are closer to animals than humans“ (Kacandes 2003: 103) zu deuten. Allerdings handelt es sich hierbei nicht nur um eine „attitude“, sondern vielmehr um eine deutliche Degradierung im Sinne des 'Othering'- Diskurses (s. Kapitel 2.2 und 3.1).

Darüber hinaus stellt Rachel Monika Herwig in ihrem Werk „Die jüdische Mutter“ zum gleichnamigen Topos fest, dass dieser ein „unermüdlicher Einsatz für die Familie und eine daraus resultierende Ruhelosigkeit“ (Herwig 1995: 162) zugeschrieben wird. Ihre „Fürsorge und Opferbereitschaft“ seien daher grenzenlos (ebd.). Dies sind auch identitätsstiftende Eigenschaften, die sich nach dem Verschwinden der Tochter deutlich in dem Verhalten Martha Jadassohns zeigen: „Der Blick auf die Zeiger, die plötzlich sprangen oder sich allmählich vorwärtsschoben, brachte sie zur Verzweiflung. Unzählige teure Minuten verflossen, verflossen.“ (Kolmar 2003: 41). Die Wiederholung des Wortes „verflossen“ betont ihre Verzweiflung und die Dringlichkeit der Situation. Aus dieser Verzweiflung resultiert die Entscheidung der Protagonistin, sich allein auf die Suche nach ihrer Tochter zu machen (vgl. ebd.: 46) und Rache zu üben (vgl. ebd.: 79). Dies zeigt eine Flucht aus der Passivität, die durch die Situation auf der Polizeiwache suggeriert wird. So betont Hudzik, dass die Verarbeitung des Verlusts ihrer Tochter für Martha Jadassohn „mit Bewegung verbunden“ (Hudzik 2014: 29) sei. Die Beschreibung ihrer Reaktion auf die Entführung ihres Kindes illustriert eine Mutterfigur, deren Liebe und Sorge um das Kind sie zu außergewöhnlichen Taten bewegen. Die Verzweiflung, die sie empfindet, ist nicht lähmend, sondern wird zum Antrieb ihrer Suche, nicht nur nach ihrer Tochter, sondern ebenso nach ihrer eigenen Identität (vgl. ebd.: 30). Doch dieser Verlust löst nicht so sehr eine Suche aus, als vielmehr eine Identitätskrise aus, der sich die Protagonistin durch die starke Besinnung auf ihr Mutterdasein entgegenzustellen versucht. Mit dieser

Haltung will sie zum einen ihre Tochter retten und zum anderen aber auch dem Mutterdasein das Fundament zurückzugeben, das sie durch das Verschwinden der Tochter augenscheinlich verloren hat. Damit wird diese Krise zum Katalysator ihrer Identitätskonstruktion als Mutter.

Literatursoziologisch lässt sich feststellen, dass Kolmar sich der in den 1930er Jahren herrschenden sozialen Kategorisierung und gesellschaftlicher Rollenmuster bedient. Dies wird bereits an der Konzeption der Figur Martha Jadassohn augenscheinlich. Diese Figur verkörpert zum einen den Topos der 'jüdischen Mutter', die für Kinderbetreuung und Haushaltsführung zuständig sowie erwerbstätig ist (vgl. Herweg 1995: 167) und als emotional distanziert charakterisiert wird (vgl. ebd.: 157). Im Roman werden ihr diese Eigenschaften jedoch vor allem durch die Erzählinstanz oder andere Figuren attribuiert (vgl. Kolmar 2003: 10, 15 & 17). Zum anderen bricht Kolmar jedoch mit diesen stereotypen Zuschreibungen, indem sie der Figur eine Komplexität verleiht, die den Rezipierenden eine empathische Mutterfigur vorführt. Kolmar durchbricht damit die eindimensionale Perspektive auf die jüdische Mutter und erschafft eine Protagonistin, deren Authentizität sich im Spannungsfeld vielfältiger, teils widersprüchlicher Rollenerwartungen offenbart.

3.4 Martha Jadassohn als Dependenzidentität

Einer der wichtigen Aspekte, welcher die Identitätskonstruktion der Figur Martha Jadassohn maßgeblich bestimmt, ist in der zentralen Aussage „Ich kann nichts für mich selbst“ (Kolmar 2003: 190) kondensiert. Nirgendwo klarer als in dieser Passage zeigt sich das Moment der Dependenz, das sich darin ausdrückt, dass Martha Jadassohn nicht Subjekt, sondern Objekt des Identitätsdiskurses ist. Dazu merkt Brunner an, dass sich die Identitätskonstruktion der Protagonistin durch externe Faktoren wie den Wohnort oder auf narrativer Ebene durch Fremdzuschreibungen und Personalstil vollziehe (vgl. Brunner 2013: 139).

Allerdings sollte dieser Gedanke um den Aspekt der Figurenkonstellation erweitert werden. Martha Jadassohn wird zu einer Dependenzidentität, das heißt, zu einer Figur, die in erster Linie aus relationalen Bezügen zu anderen Individuen, aus den sozialen Rollen und den Erwartungen, die damit einhergehen, erwächst: Sie wird nicht als Individuum beschrieben, sondern existiert nur als 'Tochter von' (vgl. Kolmar 2003: 15),

'Ehefrau oder Geliebte von' (vgl. ebd.: 18) und „Mutter des kleinen Mädchens“ (ebd.: 96). Diese Beziehungsmuster legen die Fundamente ihres Selbstverständnisses und ihrer Selbstwahrnehmung. Sie markieren zugleich Abhängigkeitsverhältnisse, die ihre verhältnismäßige Positionierung im sozialen Gefüge und ihre subjektive Identitätskonstruktion verdeutlichen. Dies zeigt sich exemplarisch in der Aussage, dass sie „ihrem Kind Mutter gewesen“ sei und dabei verlernt habe „einem Manne Weib zu sein.“ (ebd. 86). Brunner greift diesen Gedanken auf und beschreibt die Rolle des Vaters bzw. Ehemanns sogar als „Gefahr für die Mutter-Kind Beziehung“ (Brunner 2013: 134). Die Priorisierung der Mutterrolle führt zu einer Vernachlässigung anderer Identitätsaspekte, was die Dependenz der Mutterrolle besonders akzentuiert.

Während ihre Dependenzidentitäten als Mutter und Ehefrau/Geliebte konventionelle, interpersonelle Abhängigkeitsverhältnisse widerspiegeln, die durch soziale Interaktionen und Beziehungen definiert sind, zeichnet sich ihre religiöse Identität durch eine transzendente Dependenz aus. Diese spirituelle Komponente ihres Selbst ist nicht an die unmittelbare Anerkennung oder Bestätigung durch andere gebunden, sondern findet ihren Ursprung und ihr Zentrum in einem übergeordneten, metaphysischen Bezugsrahmen. Diese Abhängigkeiten tragen entscheidend zur Herausforderung und Entwicklung ihrer Identität im Verlauf der Handlung bei.

Festzuhalten ist, dass die Herausbildung einer eigenständigen, von sozialen Bindungen unabhängigen Identität für Martha Jadassohn kaum möglich scheint. Ihr Dasein als Objekt eines xenischen Diskurses, nicht als handelndes Subjekt, illustriert das Dilemma der Dependenzidentität: Die individuelle Selbstwahrnehmung ist so eng mit externen Rollen und Zuschreibungen verwoben, dass eine autonome Identitätskonstruktion nicht realisiert werden kann. Da es ihr nicht gelingt jenseits der Dependenz eine Identität zu bilden, führt der Verlust dieser Dependenz zum Identitätsbruch.

4 Die Krise als Katalysator der Identitäts(de-)konstruktion

4.1 *Was flehte sie noch zu Gott?* - Krise als Gläubige

Im vorangegangenen Kapitel wurde die komplexe Identitätskonstruktion Martha Jadassohns untersucht. Doch dieser Prozess erweist sich nicht als stetig fortschreitend, sondern wird durch verschiedene Identitätskrisen durchbrochen. Charakteristisch dafür ist ihr Verhältnis zum Glauben, das sich bei genauerem Hinsehen als brüchig erweist und verschiedene Krisenmomente erkennen lässt. Dies ist beispielsweise der Fall, nachdem sie ihre entführte und verletzte Tochter auffindet. Dieses Ereignis erschüttert ihren Glauben so, dass sie die Existenz Gottes anzweifelt: „Was flehte sie noch zu Gott? Wenn Gott war, wie durfte das Greuelwesen an einem Kinde geschehn? Er war nicht.“ (Kolmar 2003: 84). Hier wird deutlich, dass Martha Jadassohn in eine Glaubenskrise gerät (vgl. Brunner 2013: 135), die sich tiefgreifend auf ihr Selbstverständnis auswirkt und eine Lücke in ihre bisherige Weltanschauung reißt. Um diese Lücke zu füllen, versucht sie Orientierung und Bestätigung im Aberglauben zu finden: „Denn sie schämte sich. Es war ja Unfug, war Aberglaube; daß wußte sie wohl.“ (Kolmar 2003: 90). Auch wenn sie davon nicht ganz überzeugt zu sein scheint, nimmt sie die Dienste der Seherin in Anspruch und begründet dies damit, dass sie es ihrer Tochter Ursa schuldig sei, nichts unversucht zu lassen (vgl. ebd.).

Die Krise führt dazu, dass Martha Jadassohn ein ambivalentes Verhältnis zur Religion entwickelt. Zwar versucht sie später, zu ihrem Glauben zurückzufinden, denn „vielleicht würde Gott ihr verzeihen und die fremde Sterndeuterin tatsächlich mit heimlichen Kräften segnen.“ (ebd. 90), dennoch bleibt ein Gefühl der Entfremdung in Bezug auf die religiöse Praxis bestehen: „Sie schwor sich: ‚Es ist nichts. Es gibt mir nichts, Ich geh‘ nicht mehr hin.‘, und kam dann wieder [in den Tempel], unwillig fast, wie unter gewissem Zwange, wie einer den Freund seiner Jugend besucht, den ihm Jahre zuinnerst entfremdet“ (ebd. 110). Das Betreten des Tempels stellt für sie eher eine Pflicht als eine spirituelle Erfüllung dar. Denn angesichts ihres brüchigen Glaubens wird ihre Identität als Jüdin nur noch von „Einsamkeit und einer Entfremdung zum Rest der Gesellschaft bestimmt“ (Brunner 2013: 135). Brunners Aussage weist auf eine gesellschaftliche Realität hin, in der der Glaube nicht mehr als verbindendes Element, sondern vielmehr als Trennlinie erlebt wird. Die vorangegangenen Ausführungen machen deutlich, dass Martha Jadassohn sich dessen bewusst ist, dass ihr ihre Identität als Jüdin entgleitet (vgl.

Kolmar 2003: 115). Allerdings versucht sie diesen Aspekt ihrer Identität aufrecht zu erhalten, indem sie sich weiter mit „ihr[em] Volk“ (ebd. 182) identifiziert. Es wird jedoch trotz der anhaltenden Identifikation über diese Zugehörigkeit deutlich, dass der Glaube für Martha Jadassohn ein Raum der Erinnerung, aber nicht mehr der Zugehörigkeit ist. Doch nicht nur die Hinwendung zum Aberglauben markiert einen Paradigmenwechsel im Selbstverständnis der Figur Martha Jadassohn, sondern auch der Rachegedanke (vgl. ebd.: 79) und die Auslebung ihrer sexuellen Lust. Beides zeigt die Suche nach neuen Lebensinhalten, die als Kompensation für den erlittenen Verlust fungieren können (vgl. Brunner 2013: 137). Beides zeigt auch eine neue Identitätstransformation, die sich durch eine Abkehr von passiven Leidenserfahrungen hin zur Wiederaneignung ihrer Handlungsmacht auszeichnet. Die Glaubenskrise fungiert hierbei als Katalysator für Martha Jadassohns Identitätskonstruktion, in welcher die Rolle der Rächerin zu einem weiteren zentralen Element ihres neuen Selbstverständnisses avanciert. Insgesamt zeigt sich, dass die durch den Glaubensverlust ausgelöste Identitätskrise als Spiegel der kulturellen und historischen Umbrüche in der jüdischen Gemeinschaft im historischen Kontext der Handlung bilden. Martha Jadassohns innere Zerrissenheit und der Rückgriff auf traditionell als irrational geltende Praktiken wie die Sterndeuterei können als Versuch verstanden werden, in einer feindseligen sozialen Umgebung neuen Halt zu finden, indem sie das Konventionelle, das ihre bisherige Identität gebildet hat, zumindest im Ansatz in Frage stellt.

4.2 *Du bist doch ein Bubi.* - Krise als Frau

Bereits die Analyse der Glaubenskrise hat gezeigt, dass sich Martha Jadassohns Selbstverständnis im Laufe der Handlung verändert. Dies gilt auch im Hinblick auf ihre Selbstwahrnehmung als Frau. Gellen bezeichnet die Protagonistin als „victim of childhood trauma“ (Gellen 2022: 54) und bezieht sich dabei auf das folgende Erlebnis: „Da stand der Mann. Er hatte den Kindern nichts angetan, sich nur schamlos entblößt [...]“ (Kolmar 2003: 50). Dies ist jedoch nicht nur ein Vorfall, sondern vielmehr als symptomatischer Moment innerhalb der Erzählung zu verstehen. So interpretiert Daffner diesen als Auslöser für Martha Jadassohns spätere Taten (vgl. Daffner 2011: 145). Dieser Rückblick auf ein traumatisches Erlebnis ihrer Kindheit, bildet eine aufschlussreiche Parallele zu einem späteren Moment der Reflektion: Nach der Tötung ihrer Tochter (vgl.

Kolmar 2003: 70f) reflektiert Martha Jadassohn über ihre Rolle als Frau: „Sie war ihrem Kind Mutter gewesen und hatte vielleicht darüber verlernt, einem Manne Weib zu sein.“ (ebd. 86). Diese Reflexion stellt einen weiteren Bruch in ihrer Selbstwahrnehmung dar, weil damit der Ausgangspunkt für einen Akt der Selbstermächtigung gebildet wird: „Sie schlug den Mantel auf; er sank nieder von Schulterblättern und Brust. Wie weiß ihre nackten Brüste waren im Dunkel.“ (ebd. 88). Gellen versteht diese Darstellung lediglich als Erscheinungsform der Melancholie, die sich in sexueller Lust ausdrückt (vgl. Gellen 2022: 65). Dabei übersieht sie, dass die Selbstentblößung hingegen durch die Parallele zu ihrem sexuellen Trauma vielmehr ein transitorisches Moment ist: Martha Jadassohn befreit sich von den Schatten ihrer traumatischen Vergangenheit und gewinnt an Selbstbewusstsein und Kontrolle über ihre Identität als Frau.

Martha Jadassohn durchlebt einen Wandel von einer hilflosen passiven Mutter und Witwe zu einer aktiven Rächerin ihrer Tochter. Der Wandel markiert einen narrativen Wendepunkt, der sich in einem Wechsel in der Ansprache der Protagonistin durch die Erzählinstanz niederschlägt. Wurde die Protagonistin bisher mit unterschiedlichen Adressierungen wie „Frau“ (Kolmar 2003: 8), „Witwe“ (ebd.: 22) oder „Mutter“ (ebd.: 66) bezeichnet, wählt die Erzählinstanz für den Verweis auf die Protagonistin durchgängig das Personalpronomen „sie“ im Moment des Umbruchs (vgl. ebd.: 84-90). Im Anschluss daran wird sie konsequent als „Martha“ (ebd.: 91-97) referenziert. Dieser narratologische Wechsel drückt ihre neu gewonnene Stärke und Entschlossenheit aus. Allerdings wird diese neue Selbstsicherheit in ihrer Weiblichkeit ins Wanken gebracht, als sie sich auf der Suche nach dem Entführer ihrer Tochter in eine Kneipe begibt. Dort wird bei einem Aufeinandertreffen mit männlichen Gästen ihre Weiblichkeit in Frage gestellt: „Wir wissen doch, wie du aussiehst. [...] Du bist doch ein Bubi.“ (ebd.: 126). Diese öffentliche Bloßstellung zielt auf eine Degradierung der Figur. Dies führt zu einem Gewaltausbruch, bei dem Martha Jadassohn den Jungen angreift, der sie angesprochen hat: „Eine letzte mühevoll gehaltene Stärke zerbrach in ihr, stürzte hin, und sie begann zu weinen“ (ebd.: 127). Diese emotionale Reaktion repräsentiert ein psychisches Einbrechen unter der Last von Verzweiflung und veranschaulicht die Zerrissenheit und Verletzlichkeit der Protagonistin in einer feindlichen, patriarchalisch strukturierten Umwelt.

Dieses Erlebnis wird zum Katalysator ihrer Identitätskonstruktion als Frau. Als Reaktion auf ihre Degradierung durch Männer lädt sie Albert Renken, einen Freund ihres

verstorbenen Mannes zu sich ein. Dadurch will sie sich ihrer eigenen weiblichen Identität vergewissern und ihre Sexualität neu entdecken. Auch geht damit ein 'Rollenwechsel' von passiver Weiblichkeit „Er soll mich decken“ (Kolmar 2003: 129) zu Eigenschaften einher, die traditionell männlich attribuiert sind: „[S]ie fühlte sich selber als eine Zauberin, Räuberin, die den Wanderer in ihre Höhle verlockte, ihn auszuplündern, zu schwächen.“(ebd. 131). Was Hudzik (2014) in ihrem Artikel lediglich als "überlegene Position" Martha Jadassohns in der Beziehung auslegt, ist jedoch bei genauerer Betrachtung als ein emanzipatorisches Moment zu bewerten, in dem sie sich zur aktiven Geliebten entwickelt, die sich bewusst einen Mann sucht, der ihre Zwecke erfüllt und ihr nützlich für die Suche nach dem vermeintlichen Mörder ihrer Tochter erscheint: „Wenn einer mir helfen, versprechen würde, den Mörder meiner Ursa zu suchen[...]“ (ebd. 135). Aus der Perspektive der kritischen Diskursanalyse kann die Umdeutung ihrer Identität als eine Form des Widerstands gegen die hegemoniale patriarchalische Ordnung der 1930er Jahre gelesen werden, in der Frauen auf passive Rollen reduziert wurden, die mit Erwartungen an die äußerliche Erscheinung einhergehen. Indem sie traditionell feminin konnotierte Eigenschaften annimmt und diese dann aber 'männlich' umdeutet, konstruiert sie eine neue Identität und dekonstruiert die dominanten Diskurse über Geschlechterrollen und -identitäten.

Doch Martha Jadassohns Versuch scheitert an der sozialen Wirklichkeit, denn das selbstbestimmte Ausleben ihrer weiblichen Sexualität stößt auf männliche Verurteilung: „Du bist eine Dirne. Ein Freudenmädchen, sonst nichts.“ (ebd. 175). Gegen diese Form einer vernichtenden Degradierung findet sie keine Mittel, sodass sie diese Äußerung in ein kritisches Moment als Frau stürzt, das sich in ihrem ambivalenten Verhalten niederschlägt. Einerseits tritt sie entschieden für ihre Selbstbestimmung ein und weigert sich, sich herabwürdigen zu lassen: „Nein. Ich werde nicht herumrutschen, ihm den Staub von den Stiefeln küssen. Dazu bin ich nicht da“ (ebd. 180). Die Metaphern des „herumrutschen“ und des „Staub von den Stiefeln küssen“ veranschaulichen eine Unterwürfigkeit, die sie aufgrund des neugewonnenen Selbstbewusstseins nicht mehr akzeptieren will. Sie zeigt eine klare Ablehnung dieser patriarchalen Rollenerwartung und betont ihre Selbstachtung. Andererseits zeigt sie eine klare Abhängigkeit von Albert, indem sie sein Fehlverhalten leugnet und verharmlost und ihre Liebe zu ihm beteuert: „Nein. [...] Ich... ich habe dir nichts nachgetragen, ich kann dir auch nichts vergeben, Albert. [...] ich habe dich lieb. Komm wieder“ (ebd. 185).

Die Protagonistin geht sogar so weit, symbolisch ihre Liebe zu Albert zu beweisen, indem sie ihr verstorbenes Kind, Ursula, von sich weist. Dazu zerreißt sie das letzte noch existierende Bild ihrer Tochter vor seinen Augen und kommentiert dies mit den Worten: „Ich werde [Ursa] begraben.“ (ebd. 186). Diese Diskrepanz zwischen Selbstbestimmung auf der einen und Unterwerfung auf der anderen Seite spiegelt ihre Identitätskrise wider, die durch die Trennung von ihrer neuen Bezugsperson, Albert, ausgelöst wird.

Aus literatursoziologischer Perspektive lässt sich feststellen, dass Martha Jadassohns anfängliche Unterwerfung unter männliche Zuschreibungen und die spätere Zurückweisung dieser Fremdbestimmung die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlechterrollen und die Möglichkeiten individueller Selbstbehauptung innerhalb dieser Strukturen veranschaulicht. Die wiederkehrenden Krisen, die Martha Jadassohn durchlebt, sind zum Teil sozial bedingt. Sie deuten auf die Ambivalenz der weiblichen Identität hin, denn sie offenbaren das Spannungsfeld zwischen Aneignung und Ablehnung weiblicher Rollenzuschreibungen im historischen Kontext der Handlung.

4.3 Mörder – bist du. – Krise als Mutter

Während die Krise als Frau sich dadurch manifestiert, dass Martha Jadassohn ein neues Verhältnis zu ihrer Weiblichkeit sucht, zeichnet sich bereits zu Beginn des Romans die „paradoxe Mutterschaft“ (Mingjun 2013: 53) ab: „Sie ist imstande und tötet das Kind; das ist eine Medea!“ (Kolmar 2003: 20).² Diese Zuschreibung ihres Mannes Friedrich Wolg wird von Martha Jadassohn selbst bestätigt, wenn sie mit ihm über die Natur des Mutterseins philosophiert. Sie vertritt den folgenden Standpunkt: „Wenn man sein Kind sehr lieb hat, kann man alles. Man kann sich von ihm ermorden lassen. Man kann es auch tten“ (ebd.: 68). In dieser userung wird der Bezug zum allegorischen Vergleich deutlich. Der Verweis auf die „paradoxe Mutterschaft“ Medeas (Mingjun 2013: 53), deren ambivalenter Charakter sich zum einen als „liebende als auch [...] aufopfernde Mutter“ (ebd. 59) uert und zum anderen die Geschichte einer Kindsmörderin erzählt, spiegelt Martha Jadassohns Charakter als Mutter wider. Sie erkennt, dass die Liebe zu ihrem Kind sie zu allem fähig macht, sogar zur Selbstaufgabe oder eben zum Mord. Doch nachdem sie ihre Tochter Ursa getötet hat, verleugnet sie die Täterschaft und projiziert ihre Schuld

² Diese Allegorie verweist auf eine antike Tragödie, die unter anderem in Grillparzers Triologie *Das goldene Vlie* (1822) und Jahnns Drama *Medea* (1925) stofflich verarbeitet wurden.

auf den Entführer ihres Kindes, denn „[s]ie hatte den Unhold nur ‚Mörder‘ genannt, ohne sich je zu bedenken!“ (ebd. 170).

Allerdings führt schließlich die schmerzhafteste Wahrheit zu der Erkenntnis „‘Mörder – bist du‘“ (ebd. 170). Besonders aufschlussreich dabei ist, dass es sich um eine „externalized accusation against herself“ (Gellen 2022: 61) handelt, eine weitere Ausformung einer neuen Selbstwahrnehmung, die diskursiv durch Martha Jadassohn selbst fremdattribuiert wird. Nach dieser Realisation vor dem Spiegel stehend „blickte [sie] sich an, die geraden Schultern, den kräftigen, ebenen Leib, [...]“ (Kolmar 2003: 88). Ihre Selbstbetrachtung im Spiegel ist ein typischer Gestus für die Suche nach der eigenen Identität, sie zeigt in diesem Zusammenhang aber auch eine bemerkenswerte Parallele zum transitorischen Moment der Umbruchsnacht (s. Kapitel 4.2). Was in dem Transitionsmoment zu einer Stärkung ihrer Identität als Frau führte, ist nun nach ihrem (Ein-)Geständnis, die Mörderin ihrer Tochter zu sein, Symbolbild einer schmerzhaften Entfremdung ihrer selbst. „[A]ls sie zum Spiegelschrank trat, das Kästchen hineinzustellen, schwankte ein fremdes Weib ihr entgegen, ein schweißig glänzend gedunsnes Gesicht und stiere, entsetzte Augen.“ (ebd. 171). Diese Szene zeigt, dass sich ihre Identitätskrise in der Zerrissenheit zwischen der Mutterliebe und der schrecklichen Tat, die sie begangen hat, widerspiegelt.

Der traumatische Vorfall in der Kindheit der Protagonistin, bei dem ein Mann sich vor ihr entblößt, stellt einen determinierenden Faktor für ihre spätere Entscheidung, das Leben ihrer eigenen Tochter zu beenden (vgl. Gellen 2022: 50) dar. Die Tötung der Tochter kann somit als eine extreme Form der Identitätsdekonstruktion interpretiert werden, die aus der verzweifelten Notwendigkeit erwächst, das Trauma nicht weiterzutragen oder aber die Tochter ähnlichen Folgen eines traumatischen Erlebnisses auszusetzen. So wird die Tat zu einem verzweifelten Akt der Befreiung vom fortwährenden Zyklus des Traumas. Damit wirft die Tat ein grelles Licht auf die Zerrüttung der psychischen Integrität der Protagonistin und auf die tragischen Konsequenzen, die ein unbewältigtes Trauma für die Identitätskonstruktion haben kann. Daher fragt Brunner zurecht: „Ist es wirklich Ursa, die die Folgen des Übergriffs nicht aushalten wird, oder ist es Martha, die mit der Verstümmelung ihrer unschuldigen, lieblichen Tochter [...] nicht leben kann?“ (Brunner 2013: 134). In beiden Fällen markiert die Kindstötung einen radikalen Bruch mit traditionellen Vorstellungen von Weiblichkeit und Mütterlichkeit, die in der Regel mit dem Schutz des Nachwuchses assoziiert werden. Natürlich handelt es sich um eine

narrative Zuspitzung, welche die Frage nach der Möglichkeit authentischer Selbstbestimmung im Schatten traumatischer Vergangenheit stellt und die Komplexität weiblicher Identitätskonstruktion im literarischen Kontext unterstreicht.

5 Suizid als Identitätsverlust

Der finale Akt im Prozess der Identitäts(de-)konstruktion manifestiert sich in Martha Jadassohns letzter Handlung: „Sie neigte sich, glitt hinab. Wasser scholl. Die Spree tat sich zu und rann weiter“ (Kolmar 2003: 192). Diese offensichtlich suizidale Handlung markiert das physische Ende von Martha Jadassohns Identität. Erster Indikator für den Suizid der Protagonistin ist ihre Schlussfolgerung „Ich kann nichts für mich selbst.“ (Kolmar 2003: 190). Martha Jadassohn scheint jeglichen Lebenssinn zu verlieren, nachdem ihre Abhängigkeiten – die 'Geliebte von, die Mutter von und die rachsüchtige Hinterbliebene' zu sein – sich aufgelöst haben.

Der Suizid der Protagonistin hat in der bisherigen Forschung zu unterschiedlichen Lesarten geführt: Tradiertere Lesarten des Romans interpretieren den Suizid der Protagonistin als das Ergebnis ihrer misslungenen jüdischen Assimilation (vgl. Colwig 1998 & Lorenz 1997). Diese Perspektive erscheint allerdings einseitig, wenn man die Mehrdimensionalität der Rolle der Frau im Sinne der Weimarer Republik berücksichtigt (vgl. Kacandes 2003: 112). Kacandes betont die Zerrissenheit der Figur zwischen den divergierenden sozialen Rollen, die die Gesellschaft an sie als Frau stellt, und identifiziert diese Dissonanz als einen treibenden Faktor für Martha Jadassohns zunehmende Selbstentfremdung, die ihren finalen Punkt im Selbstmord als „'rejection' of herself“ (ebd.: 101) findet. Gellen hingegen sieht die Selbsttötung als Ausdruck einer tiefsitzenden Melancholie und einer Reaktion auf erlebtes sowie beobachtetes Trauma. Sie erweitert damit das Verständnis des Suizids um die psychopathologische Dimension (vgl. Gellen 2022: 50). In die gleiche Richtung zielen auch Daffner und Hudzik mit der Interpretation des Suizids als eine Manifestation des Scheiterns (vgl. Daffner 2011: 147 und Hudzik 2014: 44). Diese Argumentation scheint im Licht der vorhergehenden Identitätskrisen schlüssig, allerdings fügt Hudzik zurecht in ihrer Schlussbemerkung an, dass man in dem Suizid „doch das subversive, fast utopische Potenzial“ (Hudzik 2014: 44) sehen könne. Durch die Ablehnung ihrer Identität mittels Suizid werde deutlich, dass gängige Zuordnungen und Kategorisierungen sich der Allgemeingültigkeit entziehen und nicht die Multidimensionalität und Einzigartigkeit eines Menschen berücksichtigen (vgl. ebd.: 44f). In dieser Lesart dient Martha Jadassohns Selbsttötung als Reflexionsmoment für die Inhumanität damaliger gesellschaftlicher Verhältnisse.

Der Suizid kann in zweierlei Hinsichten interpretiert werden. Zum einen stellt er für Martha Jadassohn einen Ausweg aus den aufoktroierten Kategorisierungen dar. Zum anderen ist er eine Anklage gegen die diskriminierenden gesellschaftlichen Zustände, denen sie als Frau, als Mutter und als Jüdin ausgesetzt ist. „[D]ie Steigerung des Leides“, so argumentiert Adler, sei „keineswegs der Tod, sondern das einem lebenden Menschen angetane Maß an Erniedrigung und Beleidigung.“ (Adler 1955/1960: 109). Diese Perspektive lässt den Selbstmord Martha Jadassohn dahingehend begründen, dass eine Gesellschaft, die so inhuman ist, es nicht wert sei, dass man sie aushält. Diesem Standpunkt schließt sich auch Tebben in ihrem Artikel „Suizid in der Neueren deutschen Literatur“ (2012) an. Darin stellt sie fest, dass der Suizid als „heroischer Schritt aus der bedrückenden konservativ-bürgerlichen Gesellschaft“ (Tebben 2012: 1839) wahrgenommen werden könne. Es manifestiere sich darin die „existentielle Bedeutungslosigkeit und Erschöpfung des Menschen“ (ebd.).

Diese Deutungsperspektive zeigt eine gesellschaftskritische Dimension auf. Literatursoziologisch betrachtet wird in Martha Jadassohns Selbstmord der Widerstand gegen die traditionellen gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Verhältnisse ausgedrückt. Deshalb betont Hudzik zurecht, dass sich Martha Jadassohn durch ihr „Abweichen von den vorgegebenen Schablonen und Formaten – sie ist nicht ganz eine Mutter, Jüdin, Femme fatale, Märtyrerin, Niobe, Demeter, Medea“ (Hudzik 2014: 45) den fremdattribuierten Identitätsformen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Erwartungshaltungen entzieht. Sie kann diesen jedoch anscheinend nur durch den Sprung von der Brücke vollständig entfliehen³.

Ein weiterer, häufig übersehener Aspekt liegt darin, dass durch den Selbstmord Martha Jadassohn ihre Integrität als Mutter unterstreicht. Der Selbstmord erscheint angesichts ihres Versprechens an die Tochter „Ich werde ihn töten.“ (Kolmar 2003: 79) und der Einsicht, dass sie die Mörderin ihres Kindes ist, folgerichtig. Bemerkenswert ist jedoch, dass im Augenblick des Selbstmordes, ihre Identität als Mutter als die einzig verbleibende dargestellt wird: „Sie war doch nicht mehr Arbeiterin, Fotografin, keine Welkende, keine Witwe und keine Geliebte eines Mannes; sie war keine Verzweifelnde, keine Arme; sie

³ Der Selbstmord durch den Sprung von einer Brücke ist ein wiederkehrendes literarisches Motiv, dass sich auch in anderen Werken wie *Wilhelm Tell* (vgl. Schiller 2013:17) und *Das Treibhaus* (vgl. Koeppen 2006: 194) wiederfinden lassen. In beiden Werken wird der Freitod als Kampf um Selbstbestimmung und Erlösung von einer unerträglichen sozialen Realität dargestellt.

war die Mutter [...]" (ebd.: 192). Nachdem Martha Jadassohn bereits ihren Mann, die Tochter und ihren Glauben verloren hat findet die Reflexion von Martin Bubers zentralem Gedanken, „Der Mensch wird am Du zum Ich" (Buber 2021: 33) eine dunkle Resonanz: Im Entzug des 'Du', des Anderen, verliert das 'Ich' seine Existenzgrundlage. Für Martha Jadassohn als Dependenzidentität, die sich vollständig über das 'Du' definiert, ist die Abwesenheit des Gegenübers nicht bloß ein Verlust, es ist das schwindende Fundament ihres Seins in der Welt der Lebenden. Die Bindung an ihre Tochter, die unerfüllbare Sehnsucht, in der Rolle als Mutter weiter zu existieren, treibt die suizidale Handlung voran und verleiht dem Akt des Suizids eine paradoxe Folgerichtigkeit. Zum einen manifestiert sich darin eine Flucht aus der Isolation durch das 'Othering'. Zum anderen wird in der Phrase „sie war die Mutter" ein Versuch erkennbar ihre Identität zu restituieren und sich wieder mit ihrer Tochter zu vereinen – in der Hoffnung, im Jenseits wieder – und nur noch – 'Mutter' sein zu können.

6 Fazit

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war die Frage wie in dem Roman „Die jüdische Mutter“ von Getrud Kolmar die Mechanismen der Identitäts(de-)konstruktion durch die Erfahrungen der Figur Martha Jadassohn dargestellt werden. Die Untersuchung hat ergeben, dass sich die Identität der Protagonistin aus feindlichen sozialen Strukturen der 1930er Jahre herausbildet, denen sie als Jüdin, Frau und Mutter ausgesetzt ist. Hierbei konnte zum einen festgestellt werden, dass Martha Jadassohn als Projektionsfläche patriarchaler und antisemitischer Zuschreibungen fungiert, die zum vielfachen Ausschluss aus dem sozialen Gefüge des historischen Kontexts führen. Zum anderen ist deutlich geworden, dass die Identität der Protagonistin so tief in soziale und diskursive Dependenzstrukturen eingewoben ist, dass die Option einer autonomen Identitätskonstruktion kaum möglich erscheint. Aus dem Verlust ebenjener sozialen Dependenzstrukturen resultieren Identitätskrisen, die jedoch zum Katalysator der Identitätskonstruktion der Protagonistin werden. Den Schlusspunkt dieser Ambivalenz von Konstruktion und Dekonstruktion bildet die finale Selbstdonstruktion, die sich im Akt des Suizids manifestiert. Diese letzte Handlung stellt jedoch kein Scheitern dar, sondern spiegelt einen Befreiungsakt von den determinierenden Konsequenzen einer Dependenzidentität. Damit erhebt der Roman zugleich eine Anklage gegen die destruktiven sozialen Erwartungshaltungen marginalisierter Bevölkerungsgruppen (Juden, Frauen und Mütter).

Die besondere Stellung des Romans liegt darin, dass Kolmar den zeitgenössischen antisemitischen und patriarchalen Diskurs der 1930er Jahre sowie den damals vorherrschenden Topos der jüdischen Mutter aufgreift, um diese ad absurdum zu führen. Die Konzeption der Identität Martha Jadassohns lässt Brüche erkennen, allerdings zielen diese nicht auf das Scheitern der Figur ab. Vielmehr bilden sie ein literarisches Mittel, um die vielschichtigen Herausforderungen und die Zerrissenheit jüdischer Frauenfiguren in der deutschsprachigen Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu illustrieren und kritisch zu reflektieren.

Der Beitrag dieser Arbeit zur Kolmar-Forschung liegt darin, ihre Auseinandersetzung mit Fragen der Identitäts(de-)konstruktion jüdischer Frauen und Mütter in den 1930er Jahren aus literatursoziologischer und diskursanalytischer Perspektive herauszustellen. Aus diesem Blickwinkel wird deutlich, dass der Roman „Die jüdische Mutter“ ein

wertvolles Instrument zur Erforschung und zum Verständnis von Identitätsprozessen darstellt, die über ihren historischen Entstehungskontext hinaus weiterhin gesellschaftliche Relevanz beanspruchen.

Die hier kurz zusammengefassten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung sind methodisch aus der literatursoziologischen und diskursanalytischen Herangehensweise hervorgegangen, sodass sie das in der Einleitung definierte Erkenntnisinteresse widerspiegeln. Für künftige Forschungsarbeiten wäre es insbesondere ertragreich, die psychologischen Aspekte des Romans und dabei vor allem gruppenpsychologische Phänomene wie das 'Othering' und ihre Auswirkungen auf das Selbstbild des Individuums verstärkt in den Fokus zu nehmen.

Literaturverzeichnis

Abels, H. (2019). *Einführung in die Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS.

Adler, H.G. (1960). *Theresienstadt 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*. Tübingen: Wallsteinverlag, 2. Aufl.

Beauvoir, S. (2008). *Alles in allem*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Bhayro, S. (2022). 'Matriarchal Cycles and Jewish Mothers', *The Expository Times*, 133 (12). 556-557. Verfügbar unter: <https://doi.org/10.1177/00145246221112775> (Zuletzt aufgerufen: 13.02.2024).

Bloom, J. D. (2017). *Reading the Male Gaze in Literature And Culture*. Palgrave Macmillan/Springer Nature.

Braun, A. (2023). 'Narrative Identität und Literatur'. In: Identitätskonzepte in Michael Endes Werk. Abhandlungen zur Literaturwissenschaft. Berlin, Heidelberg: J.B. Metzler. 47-55.

Brunner, E. (2013). 'Getrud Kolmars Identitätspoetik'. In: *Dichten wider die Unzeit*. Nagelschmidt, I., Nickel, A. & Trilse-Fineklstein, J. (Hrsg.) Frankfurt am Main: Peter Lang. 131-145.

Buber, M. (2021). *Ich und Du*. Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Bernhard Lang. Ditzingen: Reclam.

Colwig, A. (1998). 'Eine jüdische Mutter. Erzähltes Berlin, deutsches Judentum und Antisemitismus in Gertrud Kolmars Erzählung.' In: *Lyrische Bildnisse: Beiträge zu Dichtung und Biographie von Gertrud Kolmar*. Kambas, C. (Hg.). Bielefeld: Aisthesis Verlag. 89-114.

Crenshaw, K. (1989). 'Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics'. *University of Chicago Legal Forum*: Vol. 1989, Article 8. 139-167.

Daffner, C. (2011). 'Walking as in Veils: Spatial Projection and Cultural Rejection in Gertrud Kolmar's A Jewish Mother (1999)', *Women in German Yearbook*, 27. 131-149. Available at: <https://doi.org/10.5250/womgeryearbook.27.2011.0131> (Zuletzt aufgerufen: 13.02.2024).

Fabian, J. and Bunzl, M. (2014). *Time and the other: how anthropology makes its object*. New York: Columbia University Press.

Fairclough, N. (Hrsg.) (1992). *Discourse and social change*. Polity.

Friedling, M. (1996). 'Feminisms and the jewish mother syndrome: Identity, autobiography, and the rhetoric of addiction', *Discourse*, 19(1). 105-130. Verfügbar unter: <https://www.proquest.com/scholarly-journals/feminisms-jewish-mother-syndrome-identity/docview/864547077/se-2> (Zuletzt aufgerufen: 13.02.2024).

Gellen, K. (2022). 'Martha's Melancholia: Racial and Sexual Trauma in Gertrud Kolmar's Die Jüdische Mutter (1931)', *The Germanic Review: Literature, Culture, Theory*, 97(1). 50-68.

Available at: <https://doi.org/10.1080/00168890.2021.2019662> (Zuletzt aufgerufen: 13.02.2024).

Guggenheimer, H. & Heinrich, E. (1996). *Etymologisches Lexikon der jüdischen Familiennamen*. München: K.G. Saur.

Hegarty, P., Ansara, Y.G. & Barker, M.-J. (2018). 'Nonbinary Gender Identities', in Nancy Dess, Jeanne Marecek, and Leslie Bell (eds), *Gender, Sex, and Sexualities: Psychological Perspectives*. New York: Oxford Academic. Verfügbar unter: <https://doi.org/10.1093/oso/9780190658540.003.0003> (zuletzt aufgerufen: 19.04.2024).

Hermans, H.J.M. & Gieser, T. (Hrsg.) (2012). *Handbook of Dialogical Self Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.

Herweg, R.M. (1995). *Die jüdische Mutter: das verborgene Matriarchat*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Hinz, T., Marczuk, A. & Multrus, F. (2024). *Studentisches Meinungsklima zur Gewalteskalation in Israel und Gaza und Antisemitismus an deutschen Hochschulen*. Working Paper Nr. 16, Cluster of Excellence "The Politics of Inequality". Universität Konstanz. Verfügbar unter: https://www.bmbf.de/SharedDocs/Downloads/de/2024/20240314_studie_antisemitismus_an_hs.pdf?__blob=publicationFile&v=1 (Zuletzt aufgerufen: 21.04.2024)

Hudzik, A. (2014). 'Unsäglichkeit und Ambivalenz: Anmerkungen zu Gertrud Kolmars Die jüdische Mutter', in P. Gévaudan, H. Lautenbach, A. Nebrig, P. Schneck, & D. Scholler (Eds.), *PhiN (Philologie im Netz)* (69). 20–50.

Kacandes, I. (2003). 'Making the Stranger the Enemy: Gertrud Kolmar's Eine jüdische Mutter', *Women in German Yearbook*, 19. 99–116. Verfügbar unter: <http://www.jstor.org/stable/20688960> (Zuletzt aufgerufen: 13.02.2024).

Kliwer, A. (1995). 'Weiblicher Wahnsinn bei Gabriele Reuter und Hedwig Dohm', *Freiburger FrauenStudien*, 1/95. 43-59. Budrich UniPress Ltd.

Köck, N. (2010). 'Literatursoziologie'. In: Kneer, G., Schroer, M. (Hrsg) *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92027-6_14

Koepfen, W. (2006). *Das Treibhaus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kolmar, G. (2003). *Die jüdische Mutter*. Frankfurt: Suhrkamp.

Kubiak, D. (2019). 'Abwertung als Katalysator der Identitätsbildung - Analogien zwischen Ostdeutschen und muslimischen Migrant*innen', in N. Burzan (Hg.), *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen - Verhandlungen des 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018*.

Lorenz, D.C.G. (1997). *Keepers of the Motherland: German Texts by Jewish Women Writers*. Lincoln: University of Nebraska Press.

Mingjun, L. (2013). *Wahnsinn der Medea: Eine Studie zu Grillparzers Trilogie "Das goldene Vlies" und Jahns Drama "Medea"*. Heidelberg: Mattes.

- Mulvey, L. (1989). 'Visual Pleasure and Narrative Cinema', in *Visual and Other Pleasures*. London: Palgrave Macmillan.
- Rösch, H. (2022). 'Alterität in migrationsliterarischen Adoleszenzromanen', in S. Jakobi, J. Osthues, J. Pavlik (Eds.), *Adoleszenz und Alterität - Aktuelle Perspektiven der interkulturellen Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Ruthven, K. K. (1984). *Feminist Literary Studies: an Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Said, E. (1978). *Orientalism*. New York: Pantheon Books.
- Schiller, F. (2013). *Wilhelm Tell*. Herausgegeben von Uwe Jansen. Ditzingen: Reclam.
- Smola, K. (2011). 'Mimikry und jüdische Identität(en) in der zeitgenössischen polnisch- und russisch-jüdischen Literatur'. *Zeitschrift für Slawistik*, Vol. 56 (Issue 4). 468-484.
<https://doi.org/10.1524/slwa.2011.0044>, zuletzt abgerufen: 05.04.2024.
- Spivak, G.C. (1985). 'The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives'. *History and Theory*, 24(3), 247-272.
- Stichweh, R. (2010). *Der Fremde*. Berlin: Suhrkamp.
- Straub, J. (2016). 'Identität', in J. Kopp, A. Steinbach (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. 126-131.
- Tebben, K. (2012.) 'Suizid in der Neueren deutschen Literatur.' In: Schmitt, E. and Eckart, W. ed. *Handbuch Sterben und Menschenwürde*. Berlin, Boston: De Gruyter. 1833-1844.
<https://doi.org/10.1515/9783110246452.1833>